



student!



Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung

www.student-leipzig.de

Juli 2013

Auflage 10.000 Stück kostenlos

O Tempora

Amerika ist unser bester Freund, das wissen wir Europäer. Und guten Freunden gibt man ein Dätchen – oder zwei, oder drei. Das wussten wir Europäer bislang zwar nicht, schadet aber auch kaum. Freunden vertrauen wir. Einem Neuland-Bürschli wie Snowden hingegen nicht. Spitzeldienste bespitzeln, also ehrlich, das ziemt sich einfach nicht. Gesucht, gefunden und verknackt werden soll die olle Petzliese deshalb auch bald.

Evo Morales, so munkelte man zumindest, wollte das verhindern. Angeblich hatte er Snowden mit an Bord seines Flugzeugs. Klar, so einem Bolivinesen-Häuptling traut man alles zu. Die schmuggeln doch gern mal was umher. Doch nicht mit uns! Wir stehen zu unseren Freunden: Vorsorglich errichteten wir über halb Europa eine Flugverbotszone für bolivische Präsidenten.

Scheinbar war ihm eine wichtige Regel auf diesem Kontinent nicht bekannt: Gute Freunde kriegen in Berlin eine kleine Parade und standesgemäßes Medien-Juchee. Nicht so gute Freunde müssen in Wien landen und sich erklären. Von dahergeflogenen Süd- – nein, pardon! – Subamerikanern lassen sich Europäer doch nicht einfach so foppen. Morales – Da steckt die größte Gefahr doch schon im Namen.

Mensapreise steigen

Studentenwerk verteuert Essen und erhöht Semesterbeitrag

Der beliebte Pastateller dürfte demnächst in der Gunst vieler Studenten noch weiter steigen. Ab dem 1. August erhöht das Studentenwerk Leipzig die Preise für seine Mensen: Das Essen kostet dann 15 Cent mehr – ausgenommen Pizza, Pasta und das weiterhin günstige 1,50-Euro-Gericht. Schuld sind – wieder einmal – die geringen Landeszuschüsse des Freistaates Sachsen. Diese betragen aktuell rund 50 Euro pro Student und Jahr. 2001 waren es noch knapp 140 Euro.

Lässt sich die Preiserhöhung in den Mensen durch intensiven Nudelkonsum oder heimische Küche noch umgehen, trifft der steigende Semesterbeitrag zum Sommersemester 2014 definitiv alle. Statt bisher 70 Euro verlangt das Studentenwerk dann bis zu 75 Euro. Über den genauen Betrag soll demnächst entschieden werden. Grund für die Erhöhung ist auch eine Angebotsausweitung in der psychosozialen Beratung. Hinzu kommen weitere Gebühren für das ÖPNV-Semesterticket und – in geringem Umfang – den Stura.



Nudeln bis zum Abwinken: Der Pastateller bleibt von den Preissteigerungen verschont

Foto: Alexander Schlee

„Herr Professorin“ sorgt für Aufregung

Kontroverse Diskussionen zum generischen Femininum an der Uni Leipzig

Mit der Einführung des generischen Femininums in ihrer Grundordnung hat die Uni Leipzig für großen Wirbel gesorgt. Aus der „Schragstrich-Variante“ mit Nennung beider Geschlechter wurde nach Abstimmung des Erweiterten Senats die weibliche Form. Eine Fußnote verweist darauf, dass diese Bezeichnung auch für Männer gilt – so wie es bislang umgekehrt mit der männlichen Form gehandhabt wurde.

Ein Artikel auf „Spiegel Online“ entfachte eine heftig geführte Debatte. Auf dem Höhepunkt der Diskussionen sah sich Rektorin Beate Schücking sogar gezwungen, eine Richtigstellung zu veröffentlichen: Die weiblichen Personenbezeichnungen gebe es nur in der Grundordnung, niemand müsse männliche Funktionsträger im Mündlichen tatsächlich so ansprechen.

Auf einer anschließenden Podiumsdiskussion ging es auch um dieses „Missverständnis“, wie es Schücking nannte, „an dem sich viele ab-



Im Zentrum der Kritik: Uni-Rektorin Beate Schücking

Foto: Jana Roßbach

gearbeitet haben“. Aus einer überquellenden blauen Mappe zog sie hunderte, meist anonyme Mails der vergangenen Wochen. „Die spinnen ja in Leipzig“ habe darin der Tenor gelautet. Etwa fünf Prozent der Post stammte von Frauen und fiel meist positiv aus, der Rest war ein reiner „Shitstorm“, berichtet die Direkto-

rin. Sachliche Argumente seien in der Unterzahl gewesen.

Benjamin Bigl, Mitglied des Erweiterten Senats, wirft dem Gremium vor, nach zweijährigen Verhandlungen einfach keine Lust mehr auf weitere Diskussionen gehabt zu haben. „Das war trotz allem ein guter Schritt, der provoziert hat“, sagt

Friederike Maier, Vizepräsidentin der Hochschule für Wirtschaft und Recht in Berlin, obwohl sie für eine Lösung plädiert, die beide Geschlechter einbezieht. „Hysterische Männer ohne Ende“, sagt sie, „das ist faszinierend. Es geht hier um Bedeutungshoheit, Macht und den Verlust von Positionen.“ Nach den ersten Wirren und Missverständnissen bemüht sich viele Medien um Aufklärung. An der Uni wird über das Thema gescherzt. „Herr Professorin kann sich ja mal irren“, heißt es da vom Rednerpult in der Vorlesung.

Bei der Podiumsdiskussion waren die Meinungen der Zuschauer geteilt. Die Riesenwellen, die das Thema in der Öffentlichkeit und an der Uni geschlagen hatte, spiegelten sich jedenfalls nicht in der Besucherzahl wider. Zum Abschluss der Veranstaltung überraschte ein männlicher Zuhörer mit seinem persönlichen Fazit des Abends: „Männer müssen mal erleben, wie es ist, unterdrückt zu werden.“
Sofia Dreisbach

Innendrin

Hirn

Deutsche NC-Flüchtlinge sorgen in Österreich für Diskussionen
Hochschulpolitik - Seite 2

Herz

Syrische Studenten in Leipzig bangen um ihre Angehörigen in der Heimat
Perspektive - Seite 3

Hoden

Politiker im Bundestagswahlkampf lassen alle Hüllen fallen
Satire - Seiten 18 & 19

Anzeige

Fragen zur Krankenversicherung?
Ich bin für Sie da!
Eric Beyer
eric.beyer@plus.aok.de
01520 1571508

Meldungen

Unis zahlen

Die Pannenserie beim Platzvergabeportal hochschulstart.de könnte die Universitäten teuer zu stehen kommen. Auf einer Konferenz Mitte Juni beschlossen die Ministerpräsidenten der Länder, dass sich ab 2015 die Hochschulen an der Finanzierung des zentralen Studienzulassungssystems beteiligen sollen. Bisher waren dafür allein die Länder zuständig. Spätestens ab 2018 sollen die Hochschulen die kompletten Kosten übernehmen. Ursprünglich sollte hochschulstart.de bereits im Sommer 2011 an den Start gehen. Seitdem kam es wegen technischer Probleme jedoch mehrfach zu Verzögerungen. Derzeit läuft eine Testphase, an der sich nur rund 50 der bundesweit 271 Hochschulen beteiligen. Das Portal soll die Einschreibung in Studiengänge zentral koordinieren, um im Falle von Mehrfachzulassungen für einzelne Bewerber die Blockade von freien Plätzen zu verhindern. **rlo**

Studis zahlen

In einem Grundsatzurteil hat das Bundesverfassungsgericht allgemeine Studiengebühren für zulässig erklärt. Diese seien mit dem Grundgesetz vereinbar, solange die Gebühren „sozial verträglich ausgestaltet sind“. Sie dürften „keine unüberwindliche soziale Barriere vor dem Hochschulzugang errichten“. Studiengebühren in Höhe von 500 Euro pro Semester seien demnach verfassungsrechtlich nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Bereits 2005 hatte Karlsruhe ein Verbot von Studiengebühren für ungültig erklärt, zu ihrer Sozialverträglichkeit jedoch noch keine Stellung genommen. Derzeit geht der Trend bundesweit in Richtung kostenloses Erststudium. Bayern schafft seine Studiengebühren zum kommenden Wintersemester als vorletztes Bundesland wieder ab, Niedersachsen will voraussichtlich im Sommer des nächsten Jahres folgen. **rlo**

Kurzmeldungen

+++ Der Senat der Uni Leipzig hat die allgemeinen sprachlichen Zugangsvoraussetzungen aufgehoben. Stattdessen muss zukünftig jeder Studiengang eigene spezifische Regelungen treffen. +++ Personaldezernent Fritz König hat wie erwartet zum 1. Juli die Aufgaben des Kanzlers der Uni Leipzig übernommen. Rektorin Beate Schücking und der Hochschulrat hatten sich nicht rechtzeitig auf einen Nachfolger für den bisherigen Amtsinhaber Frank Nolden einigen können. Die Stelle soll im Laufe des Sommers zum dritten Mal öffentlich ausgeschrieben werden. +++ Der Senat der HTWK Leipzig hat mit großer Mehrheit beschlossen, keine Studiengebühren für Nicht-EU-Ausländer einzuführen. +++ **rlo**

Lästige Nachbarn

Österreich will Flut deutscher NC-Flüchtlinge eindämmen

Fast jeder zehnte Student in Österreich kommt aus Deutschland. Relativ einfache Zugangsbedingungen und fehlende Studiengebühren sind neben der gemeinsamen Sprache und der Nähe zum Heimatland Gründe, warum sich viele junge Deutsche für ein Studium in Österreich entscheiden. Dass Abiturnoten im Aufnahmeverfahren beider Länder völlig unterschiedlich gewichtet werden, führt zu einem unstrittenen Ungleichgewicht.

„Einen Numerus Clausus gibt es bei uns nicht“, sagt Florian Heiß, Vorsitzender der österreichischen HochschulInnenschaft. „Es wird überprüft, ob man Interesse und Eignung für das jeweilige Studienfach hat. Bei dieser Auswahl sind alle EU-Bürger gleichgestellt.“ In diesem Jahr hat sich jedoch nicht auf jeden der zur Verfügung stehenden Plätze jemand beworben, weshalb es keine Eignungstests geben wird.

Heiß studiert Politik- und Wirtschaftswissenschaften, zwei der am stärksten nachgefragten Studiengänge. An seiner Universität in Innsbruck kommen von 28.000 Immatrikulierten 4.500 aus Deutschland – damit ist sie kein Einzelfall. In vielen vor allem grenznahen Hochschulen werden Studiengänge wie Pharmazie, für die in der Heimat harte Auswahlkriterien bestehen, von Deutschen überflutet. Der parteilose Wissenschaftsminister Karlheinz Töchterle will das jedoch bald ändern: „Mobilität in Wissenschaft und Forschung sind essenziell, dazu stehe ich. Aber wir haben in einigen wenigen Fächern eine Schiefelage.“ In Salzburg beispielsweise kamen im letzten Wintersemester 77 Prozent der Bewerber für Psychologie aus Deutschland. Töchterle beschreibt das Problem so: „Wenn ich als österreichischer Wissenschaftsminister gegenüber österreichischen Studenten argumentieren muss, warum sie nicht an ihrer Heimatuniversität studieren können, wird's schwierig.“

Derzeit arbeitet das Ministerium an Lösungsvorschlägen, auch in Zusammenarbeit mit anderen Ländern,



Wissenschaftsminister Karlheinz Töchterle

Foto: Anna Rauchenberger

die ähnlichen unausgewogenen Mobilitätsflüssen unterliegen. Eine Idee sind dabei Zulassungsbeschränkungen, die einheimische Studienbewerber bevorzugen. Dieser Vorschlag

Fast jeder Zehnte aus Deutschland

wird jedoch bei der Europäischen Kommission wenig Anklang finden, da die gemeinsame Bildungspolitik die Freizügigkeit jedes EU-Bürgers vorsieht. 2006 stimmte die Kommissi-

on einer Quote für Medizinstudiengänge nur zähneknirschend zu. Weil viele deutsche Studenten dem Land nach Abschluss ihres Studiums den Rücken kehrten, drohte dem Gesundheitssystem in Österreich eine Unterversorgung. Nun dürfen nur noch 25 Prozent der Plätze an ausländische Studenten vergeben werden. 80 Prozent davon sind für europäische Abiturienten reserviert.

Der amtierende Rektor der Universität Innsbruck, Tilmann Märk, hält Zulassungsbeschränkungen, wie sie Töchterle fordert, für unnötig: „Das wäre in Zeiten zunehmender Interna-

tionalisierung im Universitäts- und Bildungssystem auch widersinnig. Wir begreifen den Anteil deutscher Studenten keinesfalls als Problem, sondern freuen uns über die Anziehungskraft, die unsere Universität auf internationale Studierende ausübt.“ Aber er gibt zu bedenken, dass in diesem Fall mit den Geldern österreichischer Steuerzahler sehr viele Ressourcen zur Verfügung gestellt würden, ohne dass man grundsätzlich einen Rücklauf erwarten könne. „In Zeiten, in denen unser Budgetrahmen immer enger wird, kann das schon zum Problem werden.“

Schon mehrfach hat Töchterle, der bis 2011 selbst Rektor der Universität Innsbruck war, deshalb Ausgleichszahlungen gefordert. Nach einer im Juni präsentierten OECD-Studie investiert Österreich jährlich 11.500 Euro pro Student und liegt damit weit über dem europäischen Durchschnitt von etwa 9.900 Euro. Das Deutsche Bundesministerium für Bildung und Forschung lehnt Transferzahlungen jedoch entschieden ab. Auf Anfrage erklärte eine Sprecherin: „Solche Zahlungen würden der Bologna-Idee widersprechen.“ Auch hierzulande kenne man „Schiefelagen“. Aus Polen und Bulgarien beispielsweise kämen weitaus mehr Menschen zum Studium nach Deutschland, als umgekehrt dorthin gehen.

Der Ansturm auf österreichische Universitäten dürfte weiter anhalten. Fürs Erste wurden in diesem Jahr Kapazitätsgrenzen festgelegt: In fünf stark nachgefragten Studienfeldern wird die landesweite Mindestanzahl der Plätze festgeschrieben. Sollte die Zahl der Bewerber das Platzangebot überschreiten, dürfen die Universitäten individuelle Zugangsregelungen, zum Beispiel Auswahltests, beschließen. Auch wurden 95 zusätzliche Professoren eingestellt. Dadurch soll das Betreuungsverhältnis in überfüllten Studiengängen, wie Pharmazie und Wirtschaftswissenschaften, verbessert werden.

Sophia Neukirchner

Nur jeder zwanzigste Student wählt Senat

FSR-Wahlen der Juristen und Mediziner müssen wiederholt werden

Die Chemiestudentin Marika Pelz hat die Senatswahlen an der Universität Leipzig gewonnen. Die ehemalige Geschäftsführerin des StudentInnenRats (Stura) erhielt exakt 800 Stimmen und zieht damit ebenso wie Georg Herold, Michael Naber und der wiedergewählte Sebastian Stieler in den Senat ein. Herold ist aktuell Sprecher des PromovierendenRats der Universität. Auch Naber verfügt als ehemaliger Wahlleiter des Stura bereits über hochschulpolitische Erfahrung.

Die Wahl zum wichtigsten Gremium der Uni stieß bei den meisten Studenten auf wenig Interesse. Le-

diglich fünf Prozent gaben ihre Stimme ab. Damit hat sich die Wahlbeteiligung im Vergleich zum Vorjahr (2,8 Prozent) jedoch fast verdoppelt. Ein Grund dafür dürften die parallel abgehaltenen Fakultätsratswahlen gewesen sein. Außerdem gab es in diesem Jahr 14 dezentrale Wahllokale in den Fakultäten anstelle von vier zentralen wie im Vorjahr. Studentenvertreter hatten damals die teils weiten Wege für die Studierenden und die schlechte Organisation der Wahl moniert.

Miriam Pflug, aktuelle Wahlleiterin der Studierendenschaft, sieht die Dezentralisierung der Wahllokale als Schritt in die richtige Richtung:

„Wir wollen kein zentrales Wahllokal, sondern viele, um näher an den Studierenden zu sein. 14 Wahllokale sind noch zu wenig.“ Kritik übte Pflug an der ihrer Meinung nach mangelnden Wahlwerbung seitens der Uni: „Wir haben als Stura versucht, so viel Werbung wie möglich zu machen und haben die Kandidierenden auf unserer Website und erstmals auch in einer Broschüre vorgestellt.“ Die Uni verwies auf entsprechende Wahlankündigungen auf ihrer Homepage sowie den Facebook- und Twitterprofilen.

Eine Woche vor der Senatswahl konnten die Studenten bereits über die Zusammensetzung von 16 der 32

Fachschafträte entscheiden. Dabei kam es zu zwei Pannen: Die Wahlen der Juristen und Mediziner wurden annulliert. In beiden Fällen fanden sich bei der Auszählung des ersten Anlaufs zwei Stimmzettel mehr in der Urne wieder, als offiziell abgegeben worden waren.

Angesichts der Fülle an Wahlvorständen und -helfern sei es jedoch nicht möglich gewesen, die endgültige Ursache für den Fehler zu ermitteln, erklärte Wahlleiterin Pflug. Für die Wiederholungswahl am 9. und 10. Juli seien als Konsequenz jedoch neue Wahlvorstände bestellt worden.

Robert Briest

„Der Menschenpreis ist ein Schuss“

Für syrische Studenten in Leipzig ist die Sorge um ihre Familien zum Alltag geworden



Der Krieg hat in Hassans Heimatstadt Aleppo deutliche Spuren hinterlassen

Foto: Thomas Rassloff

In der Ferne zu studieren, während in der Heimat der Bürgerkrieg tobt – für die 65 syrischen Studenten an der Universität Leipzig ist dies mittlerweile fast zur Normalität geworden. Seit 2011 dauern die Kämpfe in dem Nahost-Staat bereits an und haben nach UN-Angaben bisher über 93.000 Tote gefordert. Knapp fünf Millionen Syrer sind auf der Flucht. Vor einem Jahr sprach **student!** mit drei syrischen Medizinstudenten über ihre Situation und die ihrer Familien. Alle drei kamen aus der damals noch vergleichsweise ruhigen Millionenstadt Aleppo im Norden des Landes. Doch mittlerweile ist die Stadt ins Zentrum des Krieges gerückt.

„Im letzten August ist die Lage explodiert“, berichtet Hassan*, der bereits vor einem Jahr dabei war, „die Stadt ist heute geteilt. Einige Teile werden vom Assad-Regime kontrolliert, andere Teile der Stadt und die Umgebung von der Freien Syrischen Armee, den Rebellen.“ Hassans Eltern und zwei seiner Brüder leben in einem von den Rebellen kontrollierten Viertel der Stadt. Es ist ein gefährlicher Ort. Zu Jahresbeginn wurde Hassans jüngster Bruder angeschossen. Der 14-Jährige sei gemeinsam mit einem Bruder auf dem Weg zur Arbeit gewesen, berichtet der Medizinstudent. An einem Kontrollpunkt der Regierung seien die beiden aufgehalten und befragt worden: „Dann haben sie ihnen Handys, Geld und die Autoschlüssel weggenommen. Sie mussten laufen. Die Soldaten schossen hinter ihnen in die Luft. Meine Brüder haben sich dann auf den Boden geworfen. Als mein kleiner Bruder das Bein anhub, wurde er von einer Kugel getroffen. Und das Ganze einfach, weil sie aus einem Gebiet kamen, das von Rebellen kontrolliert wird.“

Mittlerweile ist die Wunde des Bruders einigermaßen verheilt. „So richtig laufen kann er aber wohl noch nicht“, sagt Hassan, „meine Eltern erzählen mir auch nicht so

wirklich, was los ist, damit ich mir keine Sorgen mache.“ Ohnehin hat Hassan mehr Kontakt zu seinem Bruder in Damaskus und der Schwester in der Türkei, denn die Verbindung nach Aleppo ist schwierig. In den letzten zehn Monaten konnte er nur ein Mal mit seinen Eltern telefonieren, die dafür extra aus der Stadt herausfahren mussten, denn in den von Rebellen kontrollierten Gebieten gibt es weder Festnetz noch Internet.

Über die aktuelle Lage in Aleppo hält ihn ein Freund mit Satellitentelefon auf dem Laufenden. Außerdem durchsucht Hassan jeden Tag die Liste der Getöteten nach Menschen, die er kennt. Früher hat er sich auch im Internet Videos aus der Stadt angeguckt, aber das tut er sich mittlerweile nicht mehr an, weil er immer wieder bekannte Gesichter unter den Opfern entdeckt hat: „Ich habe in einem der Videos meinen ehemaligen Lehrer, einen 65-jährigen Mann, sterben sehen.“

Internetvideos zeigen Tötung von Bekannten

Während Hassan den Bürgerkrieg in Syrien nur indirekt aus den Schilderungen und Bildern seiner Freunde, Verwandten und den Medien kennt, hat Omar* die ersten Monate des Aufstands gegen Diktator Baschar al-Assad 2011 noch vor Ort erlebt. Damals studierte er in Damaskus. Als die Proteste die Hauptstadt erreichten, habe man den Campus nur noch mit einem Ausweis betreten dürfen, erinnert sich der Masterstudent: „Vor jedem Institutsgebäude standen Polizeiautos, um bei Vorfällen die Leute direkt verhaften zu können.“ Am Anfang habe es noch an allen Universitäten Demonstrationen gegeben, doch mittlerweile überwiege die Angst, getötet zu werden.

Als Omar im vergangenen Winter Damaskus besuchte, fand er eine veränderte Stadt vor. Die Straßen um die Polizeistationen seien gesperrt gewesen, überall habe es

deshalb Staus gegeben. „Nachts war kaum irgendjemand auf der Straße. Alle haben Angst davor, entführt zu werden. In Syrien ist jetzt Chaos. Es gibt niemanden, der die Situation kontrolliert. Einige Leute nutzen das aus und entführen Menschen, um Lösegeld zu fordern“, berichtet Omar. Häufig könnten die Angehörigen die Summe, oft eine Million Lira, umgerechnet 4.000 bis 5.000 Euro, nicht zahlen. In diesen Fällen töteten die Kriminellen in der Regel ihre Geiseln. „Der jetzige Menschen-

preis ist ein Schuss. Das ist nicht teuer. Menschen sind gerade das Billigste in Syrien“, konstatiert Omar.

Auch die Rebellen will er aus seiner Kritik nicht ausnehmen. Sie würden das Zentrum von Damaskus mit Raketen beschießen und dabei keine Rücksicht auf Zivilisten nehmen: „Wir leiden jetzt unter zwei Diktaturen: Die Regierung auf der einen, die Rebellen auf der anderen Seite.“ Beide Seiten könne man nicht öffentlich kritisieren. Auch die Rebellen würden ihre Kritiker mittlerweile verhaften.

„Der Kampf hat sich geändert. Es ist jetzt eher ein Religionskrieg geworden“, erklärt Omar. Die Rebellen seien überwiegend arabische Sunniten, auf Seiten Assads würden Aleviten und andere Minderheiten kämpfen. „Beide Seiten bringen Leute aus anderen Ländern nach Syrien, die dort kämpfen.“ Ein schnelles Ende des Konflikts kann er sich nicht vorstellen, zu viele Parteien mit unterschiedlichen Zielen seien darin verstrickt. Eine Lösung sei nur dann möglich, wenn die USA und Russland einen Kompromiss schließen und diesen auch ihren Bündnispartnern aufzwingen würden. Omar könnte sich in der Folge eine internationale Friedensstruppe vorstellen, die im Land für Sicherheit sorgt, die Rebellen entwaffnet und eine Präsidentschaftswahl ermöglicht. Assad müsse man wohl Gesundheit und Straffreiheit garantieren, damit er sich

darauf einlasse. „Um die Leben zu bewahren, müssen wir die Ansprüche herunterschrauben.“ Von Waffenlieferungen an die Rebellen, wie sie jüngst die USA angekündigt haben, hält Omar wenig. Mehr Waffen würden mehr Kämpfe und damit mehr Tote bedeuten.

Hassan hingegen würde Waffenlieferungen an die Freie Syrische Armee begrüßen. Doch auch er ist der Meinung, dass ein Ende des Konflikts nicht ohne eine Einigung zwischen den USA und Russland, das nach wie vor Waffen an Assad liefert, möglich ist. Er wünscht sich von der internationalen Gemeinschaft mehr Druck auf die Länder, die Assad unterstützen. Denn ohne Unterstützung, da ist er sich sicher, müsste der Diktator aufgeben. „Die Leute wollen Assad nicht, aber die Leute wollen auch keinen Krieg“, sagt der Medizinstudent. Dennoch würden auch viele seiner syrischen Freunde weiterkämpfen aus Angst vor Massakern, die Assads Truppen nach einer Rückeroberung der Rebellengebiete verüben könnten.

Angst um seine Freunde und die Familie ist auch für Hassan nach wie vor ein täglicher Begleiter, obwohl die Anspannung mit der Zeit etwas nachgelassen habe: „Früher konnte ich aus Angst nächtelang nicht schlafen. Aber man gewöhnt sich mit der Zeit auch daran.“

Robert Briest

*Namen von der Redaktion geändert

Anzeige

Ich mache dir ein Angebot, das kannst du nicht ablehnen!

Citynah wohnen!
Seeburgviertel, 3-RW mit Balkon, ideal für 2er WG, separates Arbeitszimmer, Küche mit Fenster, Bad mit Wanne, Sternwartenstraße 75, 5. OG, 62 m², 400 € mtl. Warmmiete*

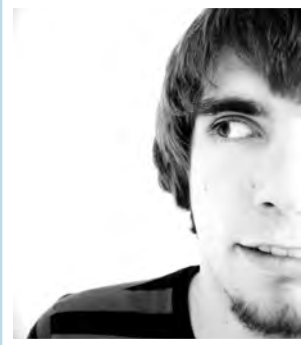
Super Ausblick garantiert!
Nähe Bayer. Bahnhof, 2-RW in der 11. Etage, WG geeignet, Aufzug, kurze Wege zur Uni und Innenstadt, Straße des 18. Oktober 19, 48 m², 360 € mtl. Warmmiete*

Maisonne am Bayer. Bahnhof!
6-RW in der 14. Etage, super Ausblick über die Stadt, zwei Bäder mit Wanne bzw. Dusche, sep. Arbeitszimmer, bezugsfertig ab 01.08., Aufzug, Tarostraße 8, 123 m², 898 € mtl. Warmmiete*

Zu Hause in Leipzig.
Bequeme die neue Wohnung finden. In App Store, bei Google Play und hwb.de: LWB-Wohnungen. Oder einfach anrufen: 0341 99 20

Wohnen! Junges Wohnen!
Guttenbergviertel, 2-RW mit Südbalkon, Bad mit Dusche, Aufzug, zum selber Malern, Sportsstraße 1, 3. OG, 56 m², 380 € mtl. Warmmiete*
*Miete inkl. Nebenkosten, zzgl. Kaution

Kolumne



Nimm mich!

„Ich bin der Geilste. Der Fähigste. Der mit den dicksten Eiern und die muss ich hier einfach mal auf den Tisch packen. Schließlich wollen Sie mich, ja mich. Vergessen Sie die anderen. Ihr Unternehmen, nebenbei gesagt das großartigste diesseits des Jupiters, und ich, wir wurden für einander geschaffen.“ Mit Kernseife und Drahtbürste versuche ich den triefenden Schleim aus meiner Tastatur zu waschen, vergebens. Mein Bewerbungsschreiben liegt vor mir auf dem Tisch, meine Selbstachtung geschunden in der Ecke. Mit spitzen Fingern halte ich das Pamphlet an den Ecken: Es ist eine ekelhafte Mischung aus prahlerischer Selbstüberhöhung und schmieriger Bauchpinselei – also wohl ein zumindest halbwegs gelungenes Anschreiben, glaubt man allen Ratgebern.

Das kontinuierlich nahende Studienende zwingt mich, mich nicht nur nach potentiellen Arbeitgebern umzugucken, sondern diese auch davon zu überzeugen, dass ich der Richtige für ihre – in meinem Fall – Redaktion bin. Dummerweise stehe ich mit diesem Anliegen nicht allein da, sondern inmitten von dutzenden Mitbewerbern. Das Mittel, mich gegen sie durchzusetzen, ist ein Papierstapel aus Anschreiben, Lebenslauf und Zeugnissen, mit dem ich vor meinem Wunscharbeitgeber Männchen mache, um aus der Masse herauszustechen.

Will wirklich jemand diesen Hochglanzprospekt für einen offenbar makellosen Hightech-Cyborg lesen? Eigentlich unvorstellbar, denn auch die Personalabteilungen müssen wissen, dass Menschen nicht ohne Schwächen ausgeliefert werden. Nur kommen die in der Bewerbung nicht zur Sprache, nicht einmal in den vermeintlich doch so ehrlichen Arbeitszeugnissen. Die sind dank Rechtsanspruch sprachlich so positiv gefärbt, dass heute wohl selbst bei Hitler stehen würde: „War stets um den Frieden in Europa bemüht.“ Zu gern würde ich einfach nur eine devote Bitte formulieren: „Gestatten, ich würde gern als Journalist arbeiten. Es wäre total lieb, wenn Sie mich nehmen könnten. Danke.“ Nur fürchte ich, dass das nicht funktionieren wird, da sich offenbar alle in dem System der gnadenlosen Selbst-PR eingerichtet haben. Na dann, auf ein Neues: „Sehr geehrte Damen und Herren, ich weiß nicht, ob Sie es schon wussten, aber ich bin Ihr Mann.“

Robert Briest

**MEINUNG
ZU SEITE EINS**

Der Hashtag #aufschrei wurde kürzlich mit einem Grimme Online Award ausgezeichnet – zur Freude der einen und zum Entsetzen der anderen. Obwohl diese ehemals ernsthaft geführte Diskussion mittlerweile hauptsächlich von wenig geistreichen Tweets durchzogen wird, lässt sich der Erfolg des Aufschreis nicht wegreden. Viele Betroffene twitterten und bloggten, zahlreiche etablierte Medien bissen an. Das Nischenthema Alltagssexismus fand eine breite Öffentlichkeit.

Ähnliches wäre dem Thema Gendering, welches ebenfalls auf eine Form von Sexismus – in der Sprache – abhebt, zu wünschen. Zu unversöhnlich stehen sich die grundverschiedenen Ansichten gegenüber. Mit seiner Entscheidung, in der Grundordnung das generische Femininum einzuführen, schuf der erweiterte Senat der Uni Leipzig unbeab-

sichtigt eine ideale Grundlage, es endlich anzugehen. Doch daraus wurde bekanntlich nichts.

Die „Bild“ für Akademiker, Spiegel Online, gab mit ihrer boulevardesk vereinfachten Überschrift „Guten Tag, Herr Professorin“ die Richtung in der so genannten Debatte vor. Leider die falsche. Schon bald übertrafen sich Dorfpresse und angeblich seriöse Qualitätszeitungen mit abenteuerlichen Behauptungen, was denn in Leipzig nun alles gesagt oder eben nicht mehr gesagt und geschrieben werden dürfe. Vollständig gelesen (oder gar verstanden) hatten den Spiegel-Artikel offenbar nur wenige Journalisten.

Rektorin Beate Schücking wurde schnell zum Zentrum aller Angriffe jener Hobby-Empörten, denen es entweder an Vermögen oder Bereitschaft fehlte, das Thema richtig zu erfassen. Weder eine Richtigstellung

Wütende Männer

Die irrsinnige Diskussion um „Herr Professorin“

via Pressemitteilung noch zwei erklärende Einträge des Bildblogs erreichten die Irrenden in irgendeiner Art. Zudem war es ja nicht einmal Schücking selbst, sondern ein Hochschullehrer, der den Vorschlag in den Erweiterten Senat brachte. In jenes Gremium also, in dem 43 der 50 anwesenden Mitglieder der neuen Grundordnung in weiblicher Fassung zustimmten.

Trotzdem ist es Frau Schücking, die nun zurücktreten soll. So fordert es noch immer eine Seite auf Facebook, die mittlerweile mehr als 1.600 – scheinbar überwiegend männlichen – Nutzern gefällt. Dass die massiven Beleidigungen einiger Leute in Richtung der Rektorin strafrechtlich relevant sein dürften und von reaktionären Zeitgenossen munter Presseberichte vom äußersten rechten Rand verlinkt werden – geschenkt. Immerhin wohnt ein Groß-

teil der Sympathisanten laut Seitenstatistik in Berlin und ist älter als 25 Jahre. Also nicht gerade der Typus Mensch, den man in einem Leipziger Hörsaal als Sitznachbarn befürchten müsste.

Was bleibt? Die tobende Medienmeute wird weiterziehen und sich über ein anderes Thema aufregen, vermutlich wieder, ohne sich vorab gründlich darüber informiert zu haben. Auch der gemeine Leipziger Student, der bis vor Kurzem wahrscheinlich nicht einmal wusste, dass die Alma Mater eine Grundordnung besitzt, wird sich anderen Problemen stellen müssen. Nur mit den Reaktionen auf Facebook-Beiträge der Universität wird man wohl noch eine ganze Weile leben müssen, wenn wieder einmal ein Scherzkeks kommentiert: „Moment, müsstet ihr laut Grundordnung jetzt nicht 'Professorinnen' schreiben?“

René Loch



Unerwartete Begegnungen ...

(Seite 2)



... der anderen Art

(Seite 9) Grafiken: Dominik Wendland

**MEINUNG
ZU SEITE ACHT**

Wissen als Hehlerware

Bundesregierung mit Alibilösungen zum Urheberrecht

Nach Willen der Bundesregierung geht es beim Wissenschaftsurheberrecht nur in Tippetschritten voran: Einerseits sollen verwaiste und vergriffene Werke zugänglich sein, andererseits sollen Forscher bald nach einem Jahr ihre Arbeiten zweitverwerten dürfen. Dies klingt zwar schön und gut, ändert bei genauerem Hinsehen aber wenig an der umständlichen und eher wissenschaftsfeindlichen Grundausrichtung des Urheberrechts.

Um das zu begreifen, genügt allein der Blick auf das Zweitverwertungsrecht: Zwölf Monate dauert es, bis ein Forscher nochmals seine Arbeit veröffentlicht darf. Im Klartext heißt das, dass so manch wichtige Arbeit für ein gesamtes Jahr hinter einer Paywall versteckt wird und nur wenige Menschen Zugriff haben. Hat die Unibibliothek nicht genug Geld,

können nicht einmal die Studenten am eigenen Institut auf die Arbeiten der Dozenten zugreifen. Alumni, Wissenschaftsjournalisten und interessierte Laien bleiben ohnehin außen vor. Öffentlich finanziertes Wissen wird somit zur Hehlerware, die nur unter der Hand und mit den richtigen Kontakten verfügbar ist.

Es ist ein schwacher Trost, dass diese Beschränkung „nur“ für zwölf Monate gilt, denn in vielen Wissenschaften ist dies schlichtweg eine gefühlte Ewigkeit, in der Überprüfungen und Weiterentwicklungen massiv erschwert werden. Ob beispielsweise eine bestimmte Therapie tatsächlich einen Nutzen hat, darf keine Frage sein, die problemlos ein gesamtes Jahr unbeantwortet bleibt, weil sich die Unibibliothek das Abo für die medizinische Fachzeitschrift nicht leisten kann.

Ebenso bürokratisch wie weltfremd wirkt der Ansatz, eine Zweitverwertung von der Finanzierung über Drittmittel abhängig zu machen oder auf außeruniversitäre Institute zu beschränken. Gerade die öffentlich finanzierte Forschung an den Universitäten produziert doch Ergebnisse, die unbedingt wieder den Weg zurück in die Öffentlichkeit finden sollten. Die Bundesregierung zeigt sich hier vom absurden Konzept einer intransparenten Forschung begeistert: Obwohl der Steuerzahler Ausbildung und Infrastruktur an den Universitäten bezahlt, soll er das daraus hervorgehende Wissen allenfalls gegen eine nochmalige Zahlung nutzen dürfen.

Es passt dann letztendlich nur allzu gut ins Bild, dass selbst bei den verwaisten und vergriffenen Werken erst mühsam das Abhandensein ei-

nes entsprechenden Rechteinhabers nachgewiesen werden muss. Leicht lässt sich dies als Priorisierung wirtschaftlicher Interessen über Forschungsinteressen deuten, denn das Motto der Bundesregierung scheint klar zu sein: „Weise erst einmal nach, dass niemand Verwertungsrechte hat, dann darfst du das Werk unter Umständen für Bildung und Forschung nutzen.“

Glücklicherweise hat sich immerhin der Bundesrat auf die Seite der Wissenschaftler geschlagen und nahezu alle sinnvollen Forderungen zum Wissenschaftsurheberrecht in einen geänderten Gesetzesvorschlag übernommen. Ob dieser jedoch im Bundestag Gehör findet, darf bei dem bislang eher stiefmütterlichen Verhältnis der Regierung zu Wissenschaft und Bildung bezweifelt werden.

Christian Döring

„Das ist keine Kapitulation“

Hans Vorländer über die Zukunft der Geisteswissenschaften in Dresden

An der TU Dresden wird der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Sonderforschungsbereich (SFB) 804 „Transzendenz und Gemein-sinn“ im Juli 2014 geschlossen. **student!**-Autor Julian Friesinger sprach mit Hans Vorländer, dem Sprecher des SFB, über Auswirkungen der Schließung für Studenten und Wissenschaftler sowie Freiheit und Zwänge der Wissenschaft.

student!: Welchen Themen widmet sich der SFB „Transzendenz und Gemein-sinn“?

Vorländer: Wir untersuchen die Bausteine sozialer und politischer Ordnung, fragen danach, was diese Bausteine sind und wie sich soziale und politische Ordnung gründen und stabilisieren. Und welche Gründe für ihre Erosion verantwortlich sind. Dabei spielen Transzendenz und Gemein-sinn nach unserer Forschungshypothese eine besondere Rolle.

student!: Die DFG hat sich im Mai 2013 gegen eine Fortführung der Finanzierung über das Jahr 2014 entschieden. Warum?

Vorländer: Der SFB wird am 30. Juni 2014 die Arbeit einstellen müssen, weil die DFG und ihr Bewilligungsausschuss die weitere Finanzierung nicht zusagen können. Die vielen Gutachter, die zwei Tage in Dresden evaluiert haben, haben zwar eine klare Empfehlung für die weitere Bewilligung und Finanzierung ausgesprochen. Aber im Bewilligungsausschuss herrscht eine besondere Konkurrenzsituation: Es werden sehr viele Anträge zur Bewilligung empfohlen und bei knapper Kassenlage können nicht alle Projekte gefördert werden. Daran ist der SFB zur Überraschung aller gescheitert. Dabei gehe ich davon aus,



Hans Vorländer

Foto: SFB 804/N. Wagner

dass die Landesregierung, die durch ihre Vertreterin Mitglied des Bewilligungsausschusses ist, uns in unserem Vorhaben unterstützt hat.

student!: Welche Konsequenzen hat die Schließung des SFB für die Lehre und Forschung der Geistes- und Sozialwissenschaften an der TU Dresden?

Vorländer: Etwa 130 junge Nachwuchswissenschaftler können über den 30. Juni 2014 hinaus nicht beschäftigt werden. Das ist die große Tragik in diesem Zusammenhang. Darunter sind allein 50 Doktoranden und Post-Doktoranden sowie etwa 80 studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte. Somit können wir auch den Gesamtforschungsverband nicht aufrechterhalten, an dem darüber hinaus eine Reihe von Kollegen aus Italien, der Schweiz und Brasilien beteiligt waren. In der

Lehre wird es keine unmittelbaren Auswirkungen geben, da es sich um einen Forschungsverbund handelt, der sich der Forschung widmet. Aber tatsächlich ist es natürlich immer so, dass Nachwuchswissenschaftler zum Teil auch gelehrt haben, um Lehrerfahrung zu bekommen oder Forschungsprojekte forschungsnah in der Lehre vorzustellen. Was an zusätzlicher Lehre stattfand, fällt nun weg.

student!: Wie bewerten Sie die Rolle der DFG als Institution, die über Wohl und Wehe der Forschung in unserem Land entscheidet? Sind Lehre und Forschung noch frei?

Vorländer: Natürlich sind Lehre und Forschung noch frei. Die DFG hat mit der Lehre nichts zu tun. Die ist nur eine Forschungsförderungsgesellschaft und vergibt nach ganz bestimmten Regeln Gelder, und das

eben sehr kompetitiv. Der Grund dafür, dass der Run auf die Drittmittel so groß ist, ist der, dass die Universitäten grundständig, also von den jeweiligen Bundesländern, unterfinanziert werden. Die Drittmittel braucht man an den Universitäten, um gehaltvolle und exzellente Forschung betreiben zu können. Deshalb gibt es sehr viele Anträge in allen Bereichen bei der DFG. Dafür reicht natürlich das Geld bei der DFG nicht aus. Und deshalb kommt es dann auch dazu, dass sehr viele Projekte in allen Forschungsförderlinien nicht bewilligt werden. Was der Forschung in Deutschland zum Schaden gereicht.

student!: Wie könnte eine Lösung aussehen?

Vorländer: Eine Lösung besteht sicherlich darin, dass die Universitäten sehr viel besser gefördert werden, und zwar im grundständigen Bereich. Angesichts der Reduzierung von staatlichen Schulden oder aufgrund von Sparmaßnahmen in den Ländern ist dies aber nicht der Fall.

student!: Bleibt als Ausweg nur die Kapitulation?

Vorländer: Nein, das ist doch keine Kapitulation. Das war nur eine Beschreibung der strukturellen Probleme der deutschen Universitäts- und Forschungslandschaft und diese müssen schnellstens behoben werden. Man kann die DFG prinzipiell nicht überfordern, weil sie nur begrenzte Mittel hat, die von Bund und Ländern kommen, und man muss auf der anderen Seite die deutschen Universitäten viel besser ausstatten. Das wäre eine politische Forderung, jetzt ganz unabhängig davon, ob man einen Sonderforschungsbereich bewilligt bekommt oder nicht.

Meldung

Austritt

Lange hat der StudentInnenRat (Stura) der Uni Leipzig darüber ge-grübelt, wie mit dem Austrittsrecht aus der verfassten Studierendenschaft umzugehen ist. Im September 2012 hatte der sächsische Landtag sein neues Hochschulfreiheitsgesetz beschlossen und darin ein solches Recht verankert. Studenten, die davon Gebrauch machen, sparen acht Euro, verlieren aber ihr aktives und passives Wahlrecht, etwa bei Fachschaftswahlen. Nun hat der Stura beschlossen, dass abgesehen davon ein Austritt zunächst keine weiteren Konsequenzen haben soll. Auch Studenten, die nicht mehr Mitglied der verfassten Studierendenschaft sind, könnten weiterhin beispielsweise das Beratungsangebot des Stura nutzen.

Zu den ersten Studenten, die das Austrittsrecht tatsächlich wahrnehmen, zählt Sebastian Stieler, kürzlich wiedergewähltes Mitglied im Senat. Er verlässt die Studierendenschaft zum kommenden Wintersemester. Dem **student!** erklärte Stieler: „Ich fühle mich vom Stura nicht mehr vertreten. Dies betrifft zum einen die Themen, die in den Mittelpunkt gestellt werden. Der Stura kann stundenlang über veganes Essen oder die Genderfrage zwischen Binnen-I und Unterstrich diskutieren.“ Hochschulpolitische Themen würden in den Hintergrund treten oder innerhalb weniger Minuten ohne Diskussion verabschiedet werden. „Zum anderen halte ich den Umgang des Stura mit dem Geld der Studierenden für leichtfertig. Die Fachschaftsräte sehen von den acht Euro, die jeder Studierende bislang pro Semester bezahlen muss, nicht einmal ein Viertel.“

Eine Rückkehr schließt Stieler jedoch nicht aus, „wenn sich an der Arbeitsweise grundlegend etwas ändert“. **rl**

Anzeige

Imma-Feier für alle

Dieses Jahr erhalten sämtliche Neulinge eine Einladung

Diesmal bekommt jeder Neuling eine Einladung für den Festakt. Am 15. Oktober findet wieder die alljährliche Immatrikulationsfeier für alle neu eingeschriebenen Studenten des beginnenden akademischen Jahres statt. Anders als noch im vergangenen Wintersemester sollen nun alle eine Einladung in das Gewandhaus erhalten.

Weil der Festsaal den über 5.000 Neumatrikulierten nicht ausreichend Platz geboten hätte, wurde die Zahl der verschickten Einladungen vor einem Jahr begrenzt. Die Verteilung erfolgte in der Reihenfolge der Studienplatzannahme: Wer sich spät immatrikulierte, bekam also keine Post. Doch weil viele Studenten ihre Einladung nicht annahmen, blieben zahlreiche Plätze frei – während andere, die dem Festakt

gerne beiwohnen wollten, draußen bleiben mussten.

Zumindest dieses Problem wird sich dieses Jahr also nicht wiederholen. Doch was, wenn der entgegen gesetzte Fall eintritt und die Anzahl der Plätze nicht ausreicht? „Es hat in den vergangenen Jahren

Liveübertragung bei zu großem Interesse

immer einen Überschuss an Neumatrikulierten im Vergleich zu freien Plätzen gegeben“, sagt Kerstin Stengel, Geschäftsführerin des StudentInnenRats (Stura). In den Festsaal passen 1.700 Menschen – darunter geladene Ehrengäste und Senatsmitglieder. Für all jene, die aus Platzmangel nicht an den Feierlich-

keiten teilnehmen können, soll eine Liveübertragung in einen Hörsaal angeboten werden. Dieser Fall könnte tatsächlich eintreten, weil laut Senatsbeschluss ab diesem Jahr keine anderen universitären Pflichtveranstaltungen zeitgleich mit der Immatrikulationsfeier stattfinden dürfen. Jeder, der die Veranstaltung besuchen möchte, soll dazu also auch die Gelegenheit bekommen.

Weder für die Uni noch für den Stura wäre eine andere, größere Lokalität eine Alternative. „Das Gewandhaus hat schöne Räumlichkeiten, einen Bezug zur Stadt und ist dazu uninhaltbar“, sagt Stengel. Deshalb gilt ab diesem Jahr: Nicht die Einladung, sondern frühes Erscheinen sichert einen Platz. Doch dafür erhält diesmal auch wirklich jeder eine Chance.

Julia-Marie Czerwonatis

Intensivkurse im August und September 2013

- Spanisch
- Französisch
- Italienisch
- Englisch
- Russisch
- Schwedisch
- Portugiesisch
- Arabisch
- Türkisch
- Vorbereitung Latinum

Anmeldung ab 08.07.2013 online über www.uni-leipzig.de/sprachen



SPRACHENINSTITUT
AN DER UNIVERSITÄT
LEIPZIG E.V.

Ritterstraße 12
04109 Leipzig
Tel. 0341/9730281
spracheninstitut@rz.uni-leipzig.de

„Ich bin ein Ruinenromantiker“

Filmmacher Enno Seifried erzählt von der Faszination verlassener Orte

Obwohl Leipzig blüht, ist die Stadt noch immer voller Ruinen. Viele Menschen laufen jeden Tag an ihnen vorbei, ohne etwas über sie zu wissen. Regisseur Enno Seifried versucht, dies mit seinen Filmen „Geschichten hinter vergessenen Mauern“ zu ändern. **student!**-Redakteurin Sofia Dreisbach sprach mit dem 1978 in Leipzig geborenen Filmmacher über Ruinenromantik, resignierte Zeitzeugen und Leipzig in zehn Jahren.

student!: Wie bist du darauf gekommen, einen Film über die Lost Places in Leipzig zu drehen?

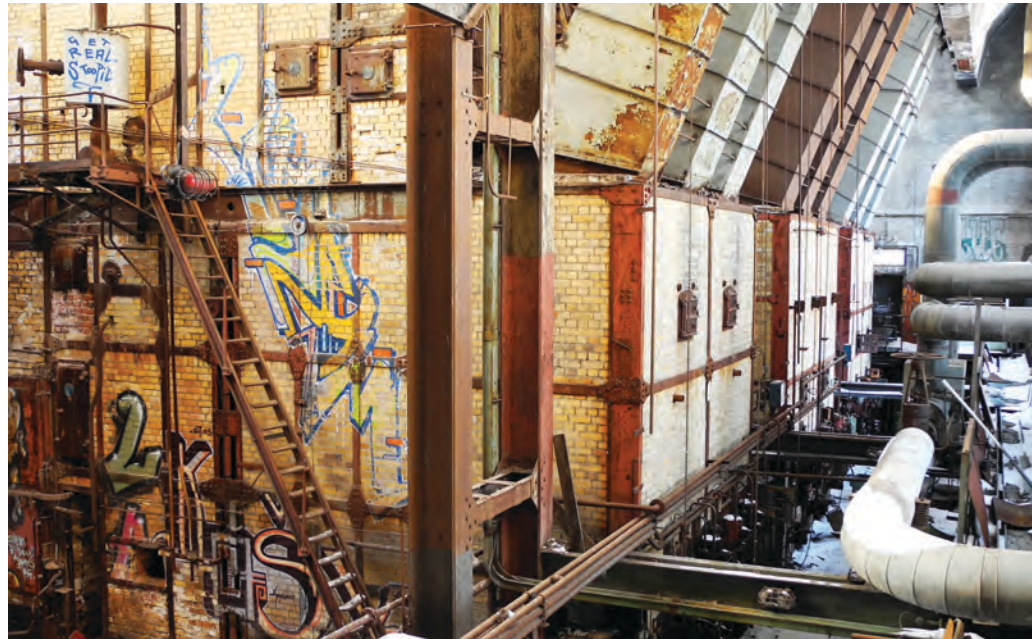
Seifried: Das Thema der Lost Places hat mich immer schon interessiert, das kommt noch aus meiner Jugend. Wir sind ständig in Abrissgebäuden herumgerannt und hatten da unsere Cliquentreffs. In den 90ern haben wir an solchen Orten illegale Techno-Partys veranstaltet. Mit dem Geocaching-Trend 2009 bin ich wieder darauf gekommen. In Leipzig gab es ja diese „Lost Places Trau dich“-Serie, wo die Leute in Ruinen Caches gesucht haben. Da habe ich gemerkt, dass es eine Menge Leute gibt, die dieses Thema wirklich interessiert. Ich wollte mehr darüber wissen als nur reinzugehen, mir das anzuschauen und Caches zu verstecken.

student!: Wie hast du die vielen Orte gefunden?

Seifried: Ich bin Urleipziger und kenne die Gebäude deswegen alle. Im Alltag läuft man oft penetrant vorbei. Man nimmt sie gar nicht mehr wahr, weil die Ruinen schon so zum Stadtbild gehören. Aber wenn man den Fokus dann mal wieder darauf richtet, fällt einem an jeder Straßenecke ein Lost Place auf. Es ist wirklich Wahnsinn, wie viele es in Leipzig gibt. Die muss man nicht suchen – sie sind einfach da.

student!: Wie bist du an die Geschichten der Lost Places gekommen und wie hast du die Zeitzeugen gefunden?

Seifried: Ich habe viel im Internet recherchiert, um etwas über die Locations herauszufinden. Meistens weiß man ja gar nicht, wo man sich da eigentlich aufhält. Ich habe im Internet auch nach Interviewpartnern gesucht und viele Investoren und Eigentümer angeschrieben, ob sie weiterhelfen können. Als wir



Das stillgelegte Industriekraftwerk Kleinzschocher ist Enno Seifrieds Lieblingsruine

Foto: Enno Seifried

dann die ersten Zeitzeugen gefunden hatten, kannte immer noch irgendwer irgendwen und jemand hatte einen Kumpel, der in einem anderen Betrieb gearbeitet hat – das zieht seine Kreise.

student!: Dürft ihr überhaupt an all diesen verfallenen Orten drehen?

Seifried: Ich habe mir nie eine Drehgenehmigung geholt. Auch deswegen, weil ich am Anfang erfolglos gefragt habe. Als ich die Deutsche Bahn wegen des alten City-Tunnels angefragt habe, haben sie mich gnadenlos abgewiesen. Ich habe immer wieder nachgehakt. Dann ging es sogar so weit, dass mir der Sicherheitschef aus Berlin geschrieben hat, ich solle bitte davon absehen, dieses Thema in einem Film zu behandeln. Sie haben sogar behauptet, der alte Tunnel existiere gar nicht mehr, aber ich wusste, dass es ihn noch gibt, weil ich zwischenzeitlich drin war. Vielleicht trauen sie sich nicht, öffentlich zu sagen, dass manche Eigentümer mit ihren leerstehenden Ruinen nichts anzufangen wissen.

student!: Hat dein Film eine politische Aussage oder geht es um reine Neugierde?

Seifried: Der Film ist die Befriedigung meiner Neugier. Ich finde die Hintergründe, dass manche nicht darüber reden wollen, schon span-

nend. Aber das ist nicht mein Hauptanliegen. Es geht mir mehr darum, dass Leipzig in zehn Jahren ein anderes Leipzig sein wird. Vor allem optisch wird sich vieles verändern. In den letzten Jahren gab es einen wahnsinnigen Bauboom, bei dem viele der Lost Places saniert oder abgerissen wurden. Ich will die Veränderungen festhalten. Zeitzeugen zu finden, die von einer uns unbekanntem Zeit erzählen, ist für mich immens spannend. Die Ruinen sind für mich keine Schandflecken. Ich liebe die Atmosphäre und bin gerne darin unterwegs. Ich bin auf jeden Fall ein Ruinenromantiker. Trotzdem finde ich es schon cool, wenn Häuser neu gemacht werden. Lieber Lofts und renovieren als verfallen lassen. Wenn man mit den Gebäuden äußerlich das Stadtbild erhält, ist das schon viel Wert. Es gibt ja viele die sagen, man sollte gar nichts machen, aber auf die Dauer haben wir nichts davon, irgendwann kommt dann einfach die Abrissbirne.

student!: Sind die verlassenen Häuser bei aller Romantik manchmal nicht auch deprimierend?

Seifried: Es ist deprimierend, wenn ich in einem Gebäude bin, das ich sehr schön finde. Ich habe dann gleich 50 verschiedene Visionen, was man damit machen könnte. Da denke ich Mensch, wie kann man das so verfallen lassen? Das ist et-

was, das ich nicht verstehe. Oft fehlt mir aber auch das Hintergrundwissen.

Etwas anderes sind die Zeitzeugen. Im Gespräch mit ihnen merken wir, wie berührt sie sind, wenn sie über diese Plätze reden. Sie haben 30, 40 Jahre in den Fabriken gearbeitet. Meistens war es die Wende, mit der sie kaputtgegangen sind. Für die Leute war das ein krasser Einschnitt. Wenn man sich öfter mit ihnen trifft, ist es deprimierend zu hören, wie mit den Leuten umgegangen wurde. Deswegen interessiert mich das Gespräch mit den Zeitzeugen auch am meisten. Sie

Die Arbeiter der Stadt sind die Zeitzeugen

gehen mit uns durch die verlassenen Gebäude. Sie trauen sich noch mal da rein und sagen: Hier hat damals mein Stuhl gestanden. Sie finden noch den Abdruck wieder. Wir haben auch Interviews mit Menschen gemacht, die standen davor und haben gesagt: Ich kann da nicht reingehen, das würde mir das Herz brechen. Das ist schon krass, da komme ich ganz schön ins Grübeln.

student!: Interessiert es die Zeitzeugen, was mit den Ruinen passiert?

Seifried: Eigentlich ist es ihnen egal. Sie reden von der Vergangenheit, es geht nicht um das Jetzt. Das ist nie wirklich Thema. Das ist auch ein bisschen Resignation, denke ich. Ich stelle ihnen ein, zwei Fragen und dann muss ich gar keine Antworten zu erzählen. Der Film ist ein Appell, diese Geschichten nicht zu vergessen. Das ist mein Hauptanliegen: Einerseits das alte Stadtbild und andererseits die Leute nicht zu vergessen, die Leipzig zu dem gemacht haben, was es jetzt ist. Leipzig ist eine aufstrebende Stadt. Dazu gehört auch die Geschichte, die Zeitzeugen sind die Arbeiter dieser Stadt gewesen.

student!: Welcher ist dein liebster Lost Place in Leipzig?

Seifried: Das Industriekraftwerk Kleinzschocher ist ein Gebäude, das mich wahnsinnig fasziniert. Es gibt viele Orte hier, die spannend und endgeil sind, wenn man drin ist, aber diesen finde ich total krass. Mitten in der Stadt steht ein altes Industriekraftwerk, von dem man nicht weiß, wie man es nutzen soll. Es ist wirklich nur ein Raum. Dieses wahnsinnig hohe Gebäude, in dem diese Öfen und 30 Meter hohen Stahlpfeiler stehen. Das hat damals die Baumwollspinnerei, Plagwitz, Kleinzschocher, Großzschocher und Schleußig mit Energie versorgt. Ich will gar nicht wissen, wie kontaminiert dieses Gelände ist. Da steht unten der Kohleschlamm, die Türen sind bis oben hin zu, man kann gar nicht mehr rein. Der finanzielle Aufwand, das irgendwie wieder clean zu machen, ist wahrscheinlich unendlich groß.

student!: Wird es für dich mit der Zeit nicht zur Routine, in verlassenen Gebäuden herumzuströmen?

Seifried: Die Spannung, was sich wohl dahinter verbirgt, ist immer noch die gleiche. Wenn ich etwas in anderen Städte sehe, dann juckt es mich, sofort reinzugehen. Auch wenn ich mit anderen Leuten unterwegs bin, muss ich immer sagen: Mensch komm, nur mal kurz gucken! Die Spannung ist noch extrem vorhanden. Es ist nur leichter geworden, sich Zutritt zu verschaffen. Da wird man grober und hat nicht mehr so viel Angst. Ich hatte heute witziger Weise gerade eine Anhörung wegen Hausfriedensbruch. Als ich neulich im Urlaub war und mir da etwas angeschaut habe, haben sie mich rausgezogen und der Eigentümer hat mich angezeigt.

student!: Ist euch das beim Dreh für „Hinter vergessenen Mauern“ auch passiert?

Seifried: Ja, wir wurden öfter von der Polizei rausgeholt, aber die wissen auch, dass da Betrieb ist wie auf einem Marktplatz. Sie holen tagtäglich Leute raus. Wenn man ihnen cool begegnet, sind sie auch total freundlich. Sie wissen, dass du dich da einfach nur umschaut, wenn du mit deinem Stativ oder deiner Kamera unterwegs bist.

student!: Bleibt es bei dem Filmprojekt über Lost Places in Leipzig oder willst du auch in andere Städte?

Seifried: Mich würde es wahnsinnig reizen, das auch für andere Städte zu machen. In Magdeburg gibt es ganz viel und Görlitz wäre ein großartiges Ziel. Berlin ist natürlich auch grandios, aber da müsste man wahrscheinlich fünf Teile machen. Es gibt schon viel, aber hier kenne ich mich aus, muss nicht suchen und es ist nicht so kostspielig. Sonst wäre das gnadenlos viel. Da würde es langsam vermutlich daran grenzen, dass das Projekt eben so viel kostet wie ein normaler Film. In anderen Städten brauchte man dann wirklich Förderung.



Enno Seifried

Foto: privat

Zur Person

Enno Seifried ist vieles: Weltenbummler, Bühnenbildner, Filmmacher, Komponist von Theatermusik und Erforscher der Lost-Places-Szene in Leipzig. Außerdem ist der gebürtige Leipziger fester Bestandteil der Urban Explorer. Unter dem Pseudonym „ennozerus“ machte er sich im Zusammenhang mit der Lost-Place-Cache-Serie „Trau Dich“ einen Namen.

Daraus entstand auch die Idee zu seinen Regiearbeiten, der Dokumentarfilmreihe „Geschichten hin-

ter vergessenen Mauern“, welche 2011 und 2013 produziert wurde.

Die Fortsetzung läuft am 18. und 19. Juli 2013 um 20 Uhr im „Neuen Schauspiel Leipzig“; am 20. Juli 2013 um 20.30 Uhr beim Geocache-Event „MEGA-Phone II“; am 15. August um 20 Uhr beim „globaLE-Filmfestival“ mit anschließender Podiumsdiskussion; und am 31. August 2013 um 21 Uhr im „Sommerkino Feinkost“.

Aktionsplan gegen Diskriminierung

Initiative von Stura und ADB stößt bei Leipziger Clubs auf Interesse

Einlass für Alle?!“ heißt die Initiative des StudentInnenrates (Stura), die gemeinsam mit dem Antidiskriminierungsbüro (ADB) Sachsen im Oktober 2011 angestoßen wurde. Dahinter verbirgt sich eine vertragliche Vereinbarung zwischen Clubs und dem Stura. Darin verpflichten sich die Gastronomiebetriebe zur Umsetzung eines Aktionsplans. Dieser soll diskriminierende Einlasskontrollen künftig verhindern. Der Stura hatte die Forderungen im Januar an Leipziger Clubs versandt. Fünf Monate später haben sich bereits mehrere Kooperationspartner gefunden, darunter das Stuk und der TV Club. Allerdings hat bisher lediglich die Moritzbastei die Initiative vollständig umgesetzt. Mit dem Großteil der anderen Clubs wird noch verhandelt.

Der Aktionsplan der Initiative „Einlass für Alle?!“ umfasst fünf Punkte: So sollen die Clubbesitzer etwa ein Informationsplakat im Eingangsbereich anbringen und eine Vermittlungsperson für den Konfliktfall bestimmen. Weiterhin sollen sie ihr Abendpersonal schulen und sensibilisieren.

Der Stura ist die Triebfeder der Initiative, sieht sich selbst jedoch in der Vermittlerrolle. Trotzdem: „Manche Clubbesitzer lehnen die Initiative nach wie vor rigoros ab. Sie erachten sie als eine Art Diktat von außen“, sagt Öffentlichkeitsreferent Gregor Grande. In Ausnahmefällen



Die Initiative soll für mehr Transparenz am Einlass sorgen

Foto: als

werde bei der Umsetzung des Katalogs mit den Betreibern verhandelt. „Ein Eingriff in die unternehmerische

Fachschaften müssen Positivliste beachten

Freiheit ist nicht möglich. Wir können die Clubbetreiber nicht zur Umsetzung des Katalogs zwingen“, ergänzt Antirassismus-Referent Steffen Juhran.

Um diesen Forderungen entsprechend Nachdruck zu verleihen, bewirbt der Stura seit Januar 2013 nur noch Veranstaltungen der Kooperationspartner der Initiative. Auf Beschluss des Stura-Plenums ist für Fachschaftspartys eine Zusammenarbeit mit diesen verpflichtend. Darüber hinaus soll im Oktober 2013 eine Website online gehen, die die teilnehmenden Clubs auflistet.

Mario Wolf, Geschäftsführer der Moritzbastei, sagte, dass die wesentlichen Punkte der Initiative schon

vor deren Gründung umgesetzt wurden. „Bis auf die Schulung, bei der die Mitarbeiter noch einmal zum Thema Rassismus sensibilisiert werden, haben wir alle Punkte schon in unserem Programm gehabt.“

Die Initiative „Einlass für Alle?!“ geht zurück auf ein Discotesting im Oktober 2011. Damals hatte der Stura in Kooperation mit dem ADB Sachsen elf Leipziger Clubs darauf

Clubs zu Schadensersatz verurteilt

hin getestet, ob es an deren Eingängen zu rassistischen Diskriminierungen kommt (**student!** berichtet). Sechs von elf Clubs fielen den Testern dabei negativ auf.

Die betroffenen Tester verklagten die Clubs in sieben Fällen wegen Diskriminierung. Es erfolgten bereits vier Urteile, in drei Fällen bestätigte das Gericht den Vorwurf und verurteilte die Clubs Velvet und Nightfever zu Schadensersatzzahlungen zwischen 300 und 500 Euro. Im Fall des Club Alpenmax wurde eine außergerichtliche Einigung erzielt. „Der Club schloss sich der Initiative 'Einlass für Alle?!' zwar nicht an, setzt aber die Kriterien der Initiative um“, sagt Sotiria Midelia vom ADB Sachsen. Die Prozesse gegen die Clubs L1, City Club und Nachtcafé dauern derzeit noch an. **Julian Friesinger**

Meldung

Wiedergewählt

Die große Überraschung blieb am Ende aus: Der Stadtrat bestätigte Mitte Juni die drei Beigeordneten Heiko Rosenthal (Ordnung und Umwelt; Linke), Uwe Albrecht (Wirtschaft; CDU) und Thomas Fabian (Jugend und Soziales; SPD) für sieben weitere Jahre in ihren Ämtern. Dafür verlief insbesondere die Wahl des Wirtschaftsbürgermeisters spannender als erwartet. Der Grund dafür war vor allem ein taktisches Manöver der FDP.

Die sächsische Gemeindeordnung empfiehlt, dass die Beigeordnetenposten entsprechend den Sitzverhältnissen im Stadtrat vergeben werden. Nachdem die grüne Kandidatin Dorothee Dubrau bereits im Mai zur neuen Baubürgermeisterin gewählt worden war, stimmte dieser Proporz unter den sieben Bürgermeisterinnen. Deshalb galten alle drei Amtsinhaber als favorisiert. Zwei Tage vor der Wahl nomierte die FDP jedoch den bis dahin nicht gehandelten langjährigen Geschäftsführer der sachsen-anhaltinischen Wirtschaftsförderungsgesellschaft Marcus Tolle für das Wirtschaftsdezernat und CDU-Politikerin Peggy Liebscher für das Amt der Sozialbürgermeisterin.

Diese war zwar vom eigenen Kreisverband, nicht aber von der eigenen Fraktion nominiert worden. Das setzte vor allem die christdemokratischen Stadträte unter Druck, sodass Liebscher immerhin auf 20 Stimmen kam, aber dennoch Amtsinhaber Fabian (45) deutlich unterlag. Dahingegen zwang Tolles Nominierung Wirtschaftsbürgermeister Albrecht in den zweiten Wahlgang. Zuvor hatten beide Kandidaten die notwendige absolute Mehrheit deutlich verfehlt.

Entspannter gestaltete sich hingegen die Wiederwahl von Ordnungsbürgermeister Rosenthal. Der Kandidat der Linken erhielt 64 der 70 abgegebenen Stimmen und erzielte damit das beste Ergebnis der Stadtgeschichte. Die Beigeordneten sind als Spitzen der Dezernate wichtige Schnittstelle zwischen Politik und Verwaltung.

Robert Briest

Bundestagsparteien setzen auf Kontinuität

Nur wenige neue Direktkandidaten in Leipzig

In gut zweieinhalb Monaten – konkret am 22. September – stehen die Bundestagswahlen an. Auf den Wahlzetteln der beiden Leipziger Wahlbezirke werden sich dann viele altbekannte Namen wiederfinden, denn die fünf Bundestagsparteien setzen bei der Aufstellung ihrer Direktkandidaten auf Kontinuität. CDU, SPD und Linke schicken sogar genau dieselben Bewerber ins Rennen.

So treten für die Sozialdemokraten mit Wolfgang Tiefensee, ehemaliger Leipziger Oberbürgermeister und Bundesminister für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, und Daniela Kolbe, die seit 2009 Mitglied des Deutschen Bundestages ist, zwei erfahrene Bundestagsabgeordnete an. Über Erfahrung verfügen auch die Direktkandidaten der CDU: Bettina Kudla, die für den Norden kandidiert und der für den Süden aufgestellte Thomas Feist gewannen bereits 2009 die Leipziger Direktmandate. Während Kudla damals immerhin sieben Prozentpunkte Vorsprung auf Linken-Kandidatin Barbara Höll hatte, setzte sich Feist mit nur knapp drei Prozentpunkten Unterschied gegen Mike Nagler durch.

Der parteilose Attac-Aktivist und Mitinitiator der Antiprivatisierungs-

initiative in Leipzig zählt auch diesmal zum Kandidatenkreis und tritt wie schon 2009 im Leipziger Süden für die Linke an. Für den stellte die Linkspartei Barbara Höll auf, die bereits von 1990 bis 2002 Abgeordnete war und seit 2005 erneut im Bundestag sitzt. Sowohl 2005 als auch 2013 kandidierte sie erfolglos für das Leipziger Bürgermeisteramt.

Neu auf der Liste der Direktkandidaten ist der freiberufliche Webentwickler Marcus Viefeld, der für die FDP aufgestellt ist. Sein Pendant im Leipziger Süden ist Holger Kraemer. Dieser war bereits 1999 und 2002

Streitigkeiten bei den Piraten

als Direktkandidat angetreten und sitzt seit 2004 als bisher einziger ostdeutscher Liberaler im Europaparlament. Auch bei den Grünen zeigt sich ein gemischtes Bild: Während die seit 2005 im Bundestag vertretene Monika Lazar erneut im Süden antritt, schickt der Kreisverband der Grünen für den Norden die selbstständige Rechtsanwältin Stefanie Gruner ins Rennen.

Erstmalig tritt in diesem Jahr die Piratenpartei an. Auf dem Weg zur

Benennung ihrer Direktkandidaten hatte es bei den Piraten in Leipzig einigen Hickhack gegeben. Denn die zunächst im Dezember von der Aufstellungsversammlung erfolgte Wahl der Direktkandidaten wurde vom Landesvorstand der Piraten aufgrund von Unstimmigkeiten im

März annulliert. Bei der Wiederholung der Wahl Anfang Juni bestimmten die Mitglieder nun den Gestalter Florian Bokor sowie den Restaurantfachmann Sebastian Czich als Direktkandidaten.

Mirjam Ratmann

Anzeige

Erfolgreich durchs Studium!

Ein professionelles Korrekturlesen optimiert Ihre Seminar-, Abschluss- oder Doktorarbeit und erhöht die Chance auf eine bessere Note erheblich.

Lassen Sie Ihren Text auf folgende Kriterien prüfen und sichern Sie sich den Erfolg:

- Verständlichkeit durch logischen Aufbau und nachvollziehbare Argumentationslinien
- Rechtschreibung, Zeichensetzung, Grammatik
- Ausdruck / Stilistik (Einheitlichkeit der Fachbegriffe, Verbesserung unwissenschaftlicher Ausdrücke)

Dank Korrektur bessere Noten!



Klang der Stille

Leipziger Team erforscht die Grundlagen unserer Geräuschwahrnehmung

Im Labor sitzt eine junge Studentin mit einem Gamepad in der Hand und fixiert ein Kreuz auf einem Bildschirm. Auf dem Kopf trägt sie neben Kopfhörern eine durchlöchernte Badekappe, an der Elektroden befestigt sind. Ihre Aufgabe ist einfach: Sie muss jede Sekunde auf einen Knopf des Gamepads drücken. Durch den Knopfdruck löst sie einen Klicklaut aus, der gelegentlich aber ausbleibt. Auch die anderen Durchgänge des Experiments sind simpel: Entweder betätigt die Studentin auf den Knopf, ohne dass ein Geräusch kommt, oder sie muss – ganz ohne Gamepad – lediglich dem Geräusch lauschen.

Was von außen merkwürdig anmutet, ist der Aufbau eines Schlüsselexperiments der Arbeitsgruppe BioCog. Am Institut für Psychologie der Universität Leipzig untersucht diese unter Leitung von Erich Schröger experimentell, was im menschlichen Gehirn geschieht, wenn wir hören, sehen, sprechen oder unsere Aufmerksamkeit auf bestimmte Reize ausrichten.

„Wir haben die Gehirnaktivität bei Beginn des Geräusches aufgezeichnet. Gefunden haben wir eine typische Aktivierung nach ungefähr 100 Millisekunden im Bereich der Hörrinde“, fasst Schröger die Ergebnisse des Experiments zusammen. Viel erstaunlicher sei aber gewesen, was sich bei der Analyse der Durchgänge

mit ausbleibendem Geräusch gezeigt hätte: „Die Gehirnaktivierung sah in großen Teilen so aus wie jene in der Reaktion auf das Geräusch. Das Gehirn hat zwar nach weiteren 10 bis 30 Millisekunden bemerkt, dass da nichts zu hören war, aber zunächst hat es alles so angefahren, als hätte es ein Geräusch gegeben.“ Allein die Erwartung, per Knopfdruck ein Geräusch auszulösen, hätte gereicht, um die Hörareale zum Arbeiten zu bringen, erklärt er.

Das Experiment stützt die Theorie, dass unsere Wahrnehmung auf Vorhersagen basiert. „Wenn ich die Finger meiner linken Hand mit der rechten abdecke, dann erfindet Ihr Gehirn sozusagen, dass die linke Hand weitergeht, auch wenn Sie es im Moment nicht sehen können“, führt Schröger ein Beispiel an, „das ist das wahrscheinlichste Modell der Realität, und Sie wären wohl überrascht, wenn ich meine Hand wieder aufdecke, und da sind keine Finger

Erwartungen statt Echtzeitwahrnehmung

dran.“ Der Theorie zufolge besteht unsere Wahrnehmung nur aus Fehlerwahrnehmung – nur Verletzungen der Voraussagen werden an höhere Gehirnareale weitergemeldet. Haben wir eine sehr ausgeprägte Erwartung, welcher Reiz als nächstes eintritt, und kommt dieser dann tatsächlich, müssen dagegen nur wenige Informationen weitergeleitet werden. Obwohl dies unserem Alltagsverständnis von Wahrnehmung widerspräche, würden solche Modelle in der Computersimulation schon hervorragend funktionieren, erklärt Schröger, nur mangle es bisher an empirischer Evidenz.



Erich Schröger und Iria SanMiguel

Foto: Felix Pachollek

Daran könnte die zukünftige Arbeit des Teams etwas ändern. Iria SanMiguel, die das Experiment geleitet hat, gibt einen Ausblick: „Wir haben jetzt ein klares Gehirnsignal, von dem wir ausgehen, dass es die Vorhersage repräsentiert. Obwohl wir

nichts hören, ist es sehr ähnlich wie die Aktivität, wenn das Geräusch real ist.“ Die Herausforderung sei jetzt, herauszufinden, wo die Unterschiede zwischen den beiden Signalen liegen. „Bei Patienten mit Halluzinationen wurden ebenfalls ähnliche Aktivitäten beobachtet“, berichtet SanMiguel, „diese hören dabei aber tatsächlich etwas. Und selbst wenn wir uns ein Geräusch nur vorstellen, haben wir ein ähnliches Gehirnsignal. Diese Aktivierungen sind sich alle sehr ähnlich, und bislang ist noch vollkommen unklar, wo eigentlich der Unterschied liegt.“

Eine bessere Erforschung dieser grundlegenden Prozesse in unserem

Gehirn soll auch das Verständnis psychischer Störungen verbessern. Jenny Kokinou, Diplomandin aus Schrögers Team, hat in Australien bereits eine Studie mit Schizophrenie-

Besseres Verständnis der Schizophrenie?

niepatienten durchgeführt. Typischerweise leiden diese unter akustischen Halluzinationen wie etwa Stimmen, die sich unterhalten oder Kommentare zu den Handlungen des Patienten abgeben. Zwar ist die Datenauswertung noch nicht abgeschlossen und bei der Interpretation der Daten ist Vorsicht angebracht, da beispielsweise Effekte auch immer durch die Medikation der Patienten beeinflusst sein könnten. Jedoch gebe es erste Hinweise darauf, dass bei Schizophrenie-Patienten die auditiven Vorhersagemechanismen anders oder nicht so gut funktionieren, berichtet Schröger.

Julia Rohrer

SanMiguel, I., Widmann, A., Bendixen, A., Trujillo-Barreto, N., & Schröger, E. (2013). Hearing silences: Human auditory processing relies on pre-activation of sound-specific brain activity patterns. *Journal of Neuroscience*, 33(20), 8633-8639.

Serie „Wissenschaftliches Arbeiten“: Teil 4

Baustelle Urheberrecht

Politik und Wissenschaft streiten über verwaiste Werke und Erlaubnis für Zweitverwertung

Zum Abschluss der Serie wirft **student!**-Chefredakteur René Loch einen Blick auf das Urheberrecht für Bildung und Wissenschaft, mit dem sich der Deutsche Bundestag auf Drängen der großen Wissenschaftsorganisationen jüngst befasste.

Für die Arbeit wissenschaftlicher Institutionen sind Fragen des Urheberrechts von zentraler Bedeutung. Dass dies für die Politik und den Wahlkampf nicht im gleichen Maße gilt, zeigte sich Ende Juni während der letzten Sitzungswoche des Deutschen Bundestages vor der Sommerpause. In einer Marathon-Sitzung, die früh begann und erst spät in der Nacht endete, stand die Verabschiedung des Gesetzes „zur Nutzung verwaister und vergriffener Werke und einer weiteren Änderung des Urheberrechtsgesetzes“ erst eine halbe Stunde nach Mitternacht auf der Tagesordnung. Und obwohl die Regierungskoalition damit einigen Forderungen aus dem Wissenschaftsbetrieb nachkam, lässt eine grundlegende Reform weiter auf sich warten.

Paragraph 52a im Urheberrechtsgesetz regelt die kostenlose Verwer-

tung von Textauschnitten, etwa auf E-Learning-Plattformen wie Moodle. Als der Bundestag den Paragraphen Ende 2012 kurz vor seinem Auslaufen letztmalig befristet verlängerte, wurde eine Baustelle vorübergehend geschlossen, andere blieben jedoch bestehen. Klaus-Rainer Brintzinger, Vorstandsvorsitzender des Vereins Deutscher Bibliothekare, forderte damals, sich generell Gedanken über ein wissenschaftsfreundliches Umfeld im 21. Jahrhundert zu machen.

Schon seit Langem organisieren sich zu diesem Zweck die großen Wissenschaftsorganisationen in dem Aktionsbündnis (AB) „Urheberrecht für Bildung und Wissenschaft“. Neben Fraunhofer-, Helmholtz- und Max-Planck-Gesellschaft sowie Wissenschaftsrat, Hochschulrektorenkonferenz und Leibnizgemeinschaft gehören diesem knapp 400 weitere Verbände und Institutionen an. Gemeinsam mit mehr als 7.000 Einzelpersonen haben sie die „Göttinger Erklärung“ vom 5. Juli 2004 unterzeichnet. Darin wird beispielsweise eine Reform der so genannten Wissenschaftsschranken gefordert, also für den Bildungssektor geschaffene

Ausnahmen im Urheberrecht, deren genaue Interpretation jedoch immer wieder ein Fall für die Gerichte wurde.

„Die für Bildung und Wissenschaft gedachten vielen Schrankenregelungen sind unübersichtlich, zu eng und unklar gefasst, und daher für die heutige Praxis kaum brauchbar“, beklagt Joachim Meier. Der Referatsleiter Wissenschaftliche Bibliotheken der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt ist zugleich stellvertretender Sprecher des AB.



Klaus-Rainer Brintzinger Foto: privat

Stattdessen fordert er: „Die Schranken sollten durch ein 'Privileg für Bildung und Wissenschaft' ersetzt werden, auch damit Rechtsunsicherheit, gerade bei den Studierenden, vermieden wird.“ Im Juli 2010 hatte das Aktionsbündnis einen konkreten Formulierungsvorschlag für eine allgemeine Wissenschaftsschranke erarbeitet, durch die alle anderen, im Urheberrecht verstreuten Regelungen ersetzt werden könnten.

Eine solche Schranke spielte im aktuellen Gesetzgebungsprozess jedoch keine Rolle; dieser betrifft stattdessen das Zweitverwertungsrecht von Autoren und den Umgang mit vergriffenen und verwaisten Werken, also solchen, deren Urheber oder Rechtsinhaber nur schwer oder gar nicht ermittelt werden können. „Die Regelung zu einem Zweitveröffentlichungsrecht hält das Aktionsbündnis für verunglückt“, sagt Meier, „nur ein geringer Anteil der wissenschaftlichen Urheber soll demnach zur Zweitveröffentlichung berechtigt werden. Die Hochschulwissenschaftler zum Beispiel bleiben außen vor, sofern sie nicht durch Drittmittelprojekte zu mindestens 50 Prozent gefördert

werden.“ Meier kritisierte zudem die Dauer von zwölf Monaten, die seit der Erstveröffentlichung vergangen sein muss, sowie die Beschränkung auf Sammelwerke, die mindestens zweimal im Jahr erscheinen.

Auch Brintzinger hatte zuvor die Bedeutung eines umfassenden Zweitverwertungsrechts bekräftigt: „Es ist konstitutiv für die Wissenschaft, dass ihre Ergebnisse auch verbreitet werden. Die Restriktionen sollten dabei möglichst niedrig sein.“

Immerhin beschloss der Deutsche Bundestag auch, verwaiste und vergriffene Werke besser zugänglich zu machen und digitalisieren zu lassen. „Der Nachweis, dass keine lebenden Urheber und Rechteinhaber auffindbar sind, erfordert jedoch einen erheblichen Recherche- und Dokumentationsaufwand“, gibt Meier zu bedenken. Das Aktionsbündnis wird seine Lobbyarbeit also weiter fortsetzen müssen. Dass sich die neue Bundesregierung, wie auch immer sie nach der Wahl im September aussehen wird, zügig um die offenen Baustellen im Urheberrecht kümmert, erscheint eher zweifelhaft.

Operieren am Kunstharzmodell

Forschungsgruppe der HTWK entwickelt Simulator für realitätsnahe OP-Szenarien

Am Ende des langen Traktes schimmern metallene Waschbecken für die chirurgische Handwäsche, zwei blaue Schiebetüren führen in den OP-Saal. Auf dem blau abgedeckten Tisch ist ein Mikroskop mit Kamera auf das Operationsgebiet eines Bandscheibenvorfalls gerichtet, ein kleines Loch im Rücken des Patienten. Unwillkürlich erstarre ich – ich habe keinen Mundschutz auf! „Keine Sorge“, beruhigt mich Werner Korb, Stiftungsprofessor an der Fakultät für Elektrotechnik und Informationstechnik an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig, „unser Forschungs-OP ist nicht steril.“ Es ist das Modell einer Wirbelsäulenoperation, an dem ich hier im Forschungszentrum der HTWK stehe. Beim Blick durchs Mikroskop wirkt es täuschend echt: Knochen und Bänder der Wirbelsäule sind zu erkennen, in der Tiefe schimmert hell die Rückenmarkshöhle, Dura genannt.

Der Lendenwirbelsäulensimulator (Lewisim) ist das Herzstück des Simulations-OPs der Forschungsgruppe Innovative Surgical Training Technologies (ISTT). Unter der Leitung von Werner Korb werden hier neue Möglichkeiten des chirurgischen Trainings erforscht. Denn ein Modell, an dem angehende Chirurgen die Operation eines Bandscheibenvorfalles realistisch üben können, gab es bisher nicht: Computersimulationen fehlt es an Haptik, tierische und menschliche Präparate eignen sich nur begrenzt. „Das erste Training kann man auch an einem guten Kunststoffmodell durchführen, um sich die Anatomie einzuprägen“, findet Korb, „eines Tages geht es dann aber um den echten Patienten.“ Ein Arzt assistiert in den ersten Jahren seiner Weiterbildung zwar bei vielen Operationen. Seinen ersten Eingriff selbst durchzuführen, ist jedoch eine ganz neue Aufgabe: Nicht nur die Operation muss korrekt ablaufen, auch das Team soll die richtigen Anweisungen bekommen.

„Wir denken, dass vorher ein Simulatortraining sinnvoll wäre“, sagt Korb. Neben der Operation selbst kann hier nämlich auch das OP-Umfeld nachgebildet werden. „Es geht auch darum, den Assistenzärzten adäquat Feedback zu geben“, erklärt der Psychologe Norman Geißler, der das Projekt „iTom“ zum Erstellen von Trainingskonzepten leitet. Im Krankenhausalltag bliebe

oft zu wenig Zeit für Einzelfallanalysen, sagt Geißler. „Deswegen ist es auch wichtig, Trainer zu schulen, die anleiten und motivieren können, aber auch Defizite erkennen.“ Ebenso werden bei den Testläufen Schauspielpatienten für die Patientenaufklärung eingesetzt. „Eine OP ist nicht nur Schneiden, sondern auch Vorbereitung, OP-Planung und Aufklärung. Das Schneiden kommt erst, wenn der Rest erledigt ist“, fasst Korb zusammen.

In vorangegangenen Projekten habe er sich bei der Beschäftigung mit Chirurgierobotern gefragt, wie Menschen mit dieser komplexen Technik im OP umgehen können, sagt Werner Korb: „Eingestiegen sind wir über die Patientensicherheit und die Mensch-Technik-Interaktion.“ Simulatoren seien vorher oft nebenher aus dem Bedarf heraus entstanden. „Wir haben dann gemerkt, dass wir ein Projekt brauchen, um uns gründlich mit der Technologie zu beschäftigen“, fährt Korb fort. Den Bandscheibenvorfall habe man vor allem gewählt, weil es einer der häufigsten Eingriffe sei. Nach drei Jahren intensiver Forschung, Materialerprobung und Validierung durch Chirurgen kann der ISTT-Prototyp den Bandscheibenvorfall anatomisch und chirurgisch korrekt darstellen. So muss auch aus dem Modell ein Stück Knochen gestanzt werden, auf

Drei Jahre bis zum voll funktionalen Modul

Knopfdruck kann eine Blutung simuliert werden und falls die Dura verletzt wird und Nervenwasser austritt, muss der Trainierende sie – wie auch im Ernstfall – nähen.

Für diese realistischen Szenarien sorgt eine Kombination von Polyurethanen, Silikonen, Latex und biologischen Stoffen wie Gelatine: „Wir testen alles, was wir geeignet finden und modifizieren es, um die Gewebeeigenschaften genau zu imitieren“, sagt Ben Andrack, Elektrotechnikingenieur und Leiter der Lewisim-Gruppe. Er erklärt, dass man nicht mit dem kompletten Modell, sondern mit einzelnen Strukturen begonnen habe. „Wir haben zunächst Chirurgen nachgebildetes Band vorgelegt und validieren lassen, ob es beim Schneiden beispielsweise zu elastisch oder gummiartig ist. So haben wir uns



Werner Korb vor dem Lendenwirbelsäulensimulator

Fotos: Kristina Denhof

sukzessive dem Modell angenähert.“ Am Anfang standen auch viele Hospitationen im OP und in der Anatomie, erinnert sich Korb: „Es waren viele Wiederholungen notwendig, bis wir die Rückmeldung bekamen, dass es sich echt anfühlt.“ Das Modell lässt sich nicht nur aus dem Regieraum steuern, sondern gibt dem Chirurgen auch ein Feedback, wie viel Druck oder Zug er auf das Rückenmark und die abgehende Nervenwurzel ausübt. „Es wird ein akustisches Signal wie bei einer Einparkhilfe geben, das die Kompression des Nerven darstellt“, erklärt Ben Andrack und demonstriert, mit welcher Bewegung man den Zug an den empfindlichen Strukturen minimiert: „Das ist auf diese Weise viel anschaulicher als im Lehrbuch.“

Mittlerweile ist die technische Entwicklung weitgehend abgeschlossen. „Wir erwarten, das erste Simulationsmodul Ende dieses Jahres marktreif zu haben“, sagt Luis Bernal, der für den Wissenstransfer in die Praxis zuständig ist, „mehrere Unternehmen haben bereits Interesse bekundet, aber wir müssen die

Produktion und die Kosten noch optimieren.“ Medizintechnikunternehmen sind eine der Zielgruppen für die Trainingseinheit. „Wenn sich zum Beispiel herausstellen sollte, dass Assistenten mit dem Training schneller sicher operieren können, würde das auch den Krankenhäusern Vorteile bringen“, bemerkt Andrack. Schließlich könnten Simulatoren auch in der Ausbildung von Medizinstudenten Anwendung finden, sagt Bernal: „Ähnlich wie in der Lernklinik könnte ein Assistenzarzt den Studenten ganz in Ruhe die Anatomie erklären, die in der OP ja ganz anders aussieht als im Lehrbuch.“

Parallel beschäftigt sich die Forschungsgruppe auch mit dem Thema Patientenaufklärung. So wird in einem Projekt untersucht, ob Videos hierbei Vorteile bringen und ob es virtuelle oder reale Filme sein sollten. „Es gibt eine Tendenz, dass Patienten künstliche 3D-Modelle bevorzugen“, lässt Werner Korb anklagen, die Studien seien aber noch nicht abgeschlossen. Weitere Untersuchungen sind in Planung, zunächst habe es sich aber angeboten, den

Fokus auf das OP-Modell zu legen, was sich in dem oft begeisterten Feedback der Chirurgen niederschlägt. Manch einer vergesse darüber sogar, dass er im Simulator sei: „Innerhalb von Minuten fühlt sich

3D-Animation von Patienten bevorzugt?

der Chirurg wie im echten OP und probiert auch keine Was-wäre-wenn-Szenarien aus, sondern will die OP ordentlich und sorgsam zu Ende bringen“, beschreibt Korb seine Beobachtungen. Inzwischen seien bereits Anfragen für einen Simulator aus der Herzchirurgie eingetroffen. Man sondiere momentan die Möglichkeiten, einen größeren und noch komplexeren OP-Bereich als die Lendenwirbelsäule nachzubauen, etwa den Brustkorb mit dem Herzen. Laut Korb scheint dies durchaus möglich: „Ein Hybridsimulator mit einem Schweineherz, das dem menschlichen sehr ähnlich ist, wäre zum Beispiel denkbar.“

Amina Kreuzsch

Anzeige



Im Werkstattlabor entsteht die Steuerungselektronik

Rettet die Stimmen - Briefwahl kann helfen.



Durch den Regen

Ein Abend mit der Jazzmusikerin Eva Klesse

Die Luft flimmert über dem Asphalt. Seit Tagen liegt die Stadt nach starken Regengüssen unter einer gleißenden, erbarungslosen Sonne. Trockene Winde und heiße Luft machen das Atmen schwer, Frauen in leichten Sommerkleidern und Männer in dünnen Hemden huschen von Schatten zu Schatten. Am Ende dieses Sommertages ziehen dunkle Wolken auf und binnen Minuten trifft ein Unwetter das Land, Aste werden von den Bäumen gerissen, der Aufenthalt im Freien wird wieder unmöglich. Vom plötzlichen Platzregen überrascht nähern wir uns völlig durchnässt unserem Ziel. Aus der Ferne sieht man bereits unscharf die gelb leuchtenden Buchstaben über dem Eingang: „Horns Erben“. Wir flüchten uns hinein. Drinnen ist es dämmrig und warm. Musiker bauen ihre Instrumente auf und beginnen sie zu stimmen. Wie fast jeden Donnerstag findet auch heute die Jazz-Session statt, bei der sich Jazzmusiker aus Leipzig und anderen Städten einbringen können. An den kleinen Tischen sitzt fast niemand. Außer an einem – Eva Klesse.

Ihr Blick schweift umher und bleibt am Schlagzeug hängen, an dem sie sonst selbst sitzt. Mit ihrem „Eva-Klesse-Quartett“ ist sie die diesjährige Preisträgerin des Leipziger Jazz-Nachwuchspreises der Marion-Ermer-Stiftung. Wie viele Jazz-Musiker ist sie auf Umwegen über andere Musikrichtungen zum Jazz gekommen: „Mit elf Jahren habe ich angefangen, Schlagzeug zu spielen, und mit 16 Jahren bin ich beim Jazz gelandet, durch eine Bigband meiner Schule.“

Als sie nach dem Abitur nach einer guten Musikhochschule Ausschau hielt, entschied sie sich für die Hochschule für Musik und Theater (HMT) Leipzig – aufgrund ihrer hervorragenden Reputation: „Die HMT ist meiner Meinung nach im deutschlandweiten Vergleich neben Köln und Berlin eine der besten Hochschulen. Sie verfügt über eine renommierte Jazzabteilung. Besonders wegen des Professors Heinrich Köbberling, der ein sehr guter Lehrer und Musiker ist,

habe ich mich für die HMT entschieden.“

Von der Bühne des „Horns“ klingt nun eine ruhige, aber kraftvolle Melodie und verteilt sich im Raum: Die Band, die eben noch ihre Instrumente aufgebaut hat, spielt nun. Von draußen fallen immer noch dicke Tropfen gegen die massive Fensterscheibe und Blitze erhellten den Abendhimmel. Ab und an betreten völlig durchnässte Menschen das Lokal und hängen ihre tropfende Kleidung zum Trocknen auf.

Klesse arbeitet zurzeit in drei festen Bands mit, ist aber nebenbei noch an zahlreichen losen Projekten beteiligt. Das „Eva-Klesse-Quartett“ wurde Anfang dieses Jahres gegründet. Die anderen Bandmitglieder sind hervorragende Musiker, die ich sehr schätze.“ In Leipzig gibt es zahlreiche weitere, relativ unbekannt Bands, die zu der lebhaften Kunstlandschaft beitragen: „Leipzig hat eine super Jazzszene, die viele verschiedene Musikarten und Künstler miteinander vereint. Da sich alle kennen, ist es fast so wie in einer kleinen Familie. Es herrscht generell ein sehr hohes Niveau, auch wenn Leipzig im Rest des Landes noch nicht so bekannt ist“, sagt Klesse.

Nach einiger Zeit kündigen die Musiker ihr letztes Lied an und ein Hut geht rum. Danach machen wir uns auf den Weg nach draußen. Der Regen hat nachgelassen, nur noch feine Tropfen kitzeln die Haut. Wir steigen in eine Bahn und erreichen den Club „Telegraph“ am Rande der Innenstadt. Er ist gut gefüllt. Bereits beim Eintreten spüren wir die Vibrationen des Kontrabasses im Körper und hören die perlenden Töne eines Klaviers. Die Musik, die warmen Farben und weichen Ledersofas erzeugen eine gemütliche Stimmung. „Der Telegraph“ ist wirklich eine Besonderheit der Leipziger Jazzszene“, sagt Klesse. „Hier spielen ab und zu große Namen, aber auch meine Kommilitonen. Jeden Dienstag findet hier die HMT Stage-Night statt, bei der die Studierenden mit ihren Ensembles auftreten. Dabei lebt der Club stark von freiwilligem Engage-



Eva Klesse in ihrem Element: Das Schlagzeugspiel

Foto: Steffen Pohl

ment.“ Auch Klesse tritt auf, um dem „Telegraph“ zu mehr Aufmerksamkeit zu verhelfen. „Leider wird der Club von Leuten, insbesondere Studenten, noch viel zu wenig wahrgenommen.“

Die Band stimmt „Well, you needn't“ von Thelonious Monk an und wir lehnen uns zurück, bis die entspannte Atmosphäre von einem hitzigen Gespräch am Nachbartisch unterbrochen wird. Zwei Menschen diskutieren und Gesprächsfetzen wie „Das ist doch Musik für alte Männer“ oder „Jazz ist schon lange tot“ sind zu hören. Auch in Magazinen und Zeitungen gab es eine Diskussion um die Rolle der Musik mit ähnlich provokanten Meinungen wie der am Nachbartisch. „Dieser Meinung kann ich absolut nicht zustimmen. Die UDJ [Union deutscher Jazzmusiker, Anm. d. Redaktion] hat sich im Zuge dieser Diskussion neu formiert und bietet an vielen Fronten, beispielsweise Jazz in den Medien. Ich glaube, dass diese Art von Musik sehr vielen Menschen gefallen könnte, nur wissen sie es nicht, weil das Thema so wenig präsent ist.“ Das Hauptproblem ist laut Eva Klesse die fehlende Kenntnis über Jazz: „Hier im Telegraph“ spielen sehr viele junge Men-

sch, die die Musik leben und lieben. Ich persönlich wünsche mir, dass mehr über Jazz informiert wird, beispielsweise in der Schule, damit er wieder mehr Beachtung bekommt.“ Wagt man einen kurzen Blick in die Geschichte des Jazz, fällt die Paradoxie auf: In den 1920er und 1930er Jahren symbolisierte Jazz als Massenphänomen eine Art Aufbruchsstimmung, wurde aber auch gleichermaßen als anstößige Unterschichtenmusik stigmatisiert. Gut 80 Jahre später hat sich das Bild gewandelt. Was einst als unanständig galt, tritt heute als eine Art Randerscheinung auf, die, plakativer gesprochen, höchstens in elitären Kreisen zu einer guten Flasche Wein gehört wird. Dieser Wandel sei schon bemerkenswert, findet auch Klesse: „Jazz hat sich eben emanzipiert, von reiner Unterhaltungsmusik hin zu Kunstmusik des 20. und 21. Jahrhunderts. Leider wird er des Öfteren nicht als solche gesehen, beziehungsweise anerkannt“, sagt sie überzeugt.

Die Band hat ihr letztes Lied beendet und beginnt mit dem Abbau. Erneut geht ein Spendenhut herum. Wir kommen auf die Gagen von Jazzmusikern zu sprechen: „Auch bei großer Bekanntheit ist es nicht möglich, allein von Live-Auftritten und vom Spielen zu leben“, erklärt Klesse. „Viele Jazz-Musiker müssen an Musikschulen unterrichten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, obwohl das eigentlich nicht unserer Ausbildung entspricht. Vom Spielen leben zu können, bleibt also – auch für mich – ein unrealistischer Traum.“

Es wird langsam spät und Aufbruchsstimmung macht sich breit. Eva Klesse möchte noch im „Telegraph“ bleiben und den Abend ausklingen lassen. Sie verabschiedet sich herzlich. Mit dieser Antwort begeben wir uns Richtung Ausgang, öffnen die Tür und nehmen einen langen Atemzug der kühlen Nachtluft. Der dunkle Himmel ist jetzt wieder klar, wir sehen die Sterne und den noch nicht ganz runden Mond.

Eva Bretschneider, Denis Gießler

Zur richtigen Zeit am richtigen Ort

Ein Interview mit dem Bassisten der Jazzband „The Major Minors“

Die Großstadtballade „Oh Boy“ gilt als einer der besten deutschen Filme des letzten Jahres. Vielfach gelobt und ausgezeichnet wurde auch seine Musik. **student!**-Redakteur Denis Gießler sprach mit dem Bassisten der „Major Minors“, Tom Berkmann, über mitternächliche Jam-Sessions, die Liebe zum Jazz und den Gewinn der Lola.

student! Wie bist du zum Jazz gekommen?

Berkmann: Ich hab zuerst angefangen, Gitarre zu spielen und eher Rock gespielt, was man eben so mit 13, 14 Jahren macht. Irgendwann bin ich mit einem Bekannten zu einem Jazzworkshop gegangen und da gab es auch noch einen anderen Gitarristen, aber keinen Bassisten, also sollte ich Bass spielen. Und so bin ich beim Bassspielen gelandet. Zur Musikrichtung Jazz bin ich durch mehrere Schallplatten gekommen, die meine Eltern hatten, zum Beispiel „Kind of Blue“ von Miles Davis.

student! Du bist heute der Bassist der „Major Minors“. Wie habt ihr euch gefunden und gegründet?

Berkmann: Wir haben uns extra für den Film „Oh Boy“ gegründet, konnten uns aber schon lange vorher, weil wir zusammen im Jazzinstitut in Berlin studiert haben beziehungsweise noch studieren. Dann haben wir immer mit verschiedenen Besetzungen

zusammen gespielt, aber noch nie als „Major Minors“, das hatte sich dann erst wegen der Filmanfrage ergeben.

student! Wie kam es dazu, dass ihr als so junge Truppe nahezu den kompletten Soundtrack für einen abendfüllenden Spielfilm übernehmen durftet?

Berkmann: Das ist eine lustige Geschichte: Wir hatten einen Auftritt am deutschen Theater in Berlin, wo wir mit Studio Braun gespielt haben. Wenn wir gespielt hatten, gingen wir immer noch länger an der Bar herum, und irgendwann nachts halb drei haben dann Chris und Flo zu jammen angefangen an der Bar, wo der Flügel steht. Zufällig an dem Abend war Jan

Ole Gerster [der Regisseur des Film „Oh Boy“, Anm. d. Red.] dort und hat das gehört. Zu dem Zeitpunkt hatte er anscheinend noch keine Musik für seinen Film und hat daraufhin versucht herauszufinden, wer da gespielt hat. Nach ein paar Wochen – er war zwischenzeitlich an die falschen Leute geraten – hat sich der Kontakt ergeben. Innerhalb von zehn Tagen ist dann die gesamte Musik entstanden.

student! Hat euch der Regisseur bei der Filmmusik und dem Vorgehen komplett freie Hand gelassen?

Berkmann: Jan Ole wusste von Anfang an genau, was er will. Er hatte seinen Film ja schon mit temporärer Musik, die als Platzhalter funktio-



Tom Berkmann am Bass

Foto: Timo Allin

Verbotenes Vergnügen

Wie die Begeisterung für eine Musik diktatorische Zwänge überwand

Das Publikum raste vor Begeisterung. Plötzlich aber, gegen Mitternacht, flogen die Türen auf. Zuerst kam die Polizei. Hinter ihr kamen uniformierte SS-Männer. Unsere Vorführung wurde unterbrochen. Ein paar SS-Männer und Polizisten kamen zu mir. Einer deutete auf ein hinter dem Orchester angebrachtes Plakat und fragte böse: „Können Sie nicht lesen?“ Auf dem Plakat stand unübersichtlich: Swingmusik und Swingtänze verboten.“ – So beschrieb der Schweizer Jazzmusiker Teddy Stauffer eine Auseinandersetzung mit den Sittenwächtern des Dritten Reiches, auf einem seiner Konzerte während der Olympischen Sommerspiele in Berlin 1936.

Swing, als Tanzform des Jazz, war im Deutschland der 1920er und 30er Jahre viel mehr als nur eine Rebellion der Jugend gegen die vorherrschenden Gegebenheiten. Es war die Hymne einer durch Krieg und Nachkriegselend gebeutelten Gesellschaft, die begann, sich von den Marschgesängen und Stahlgewittern der Vergangenheit zu lösen, nur um erneut bezaubert in den Schatten eines Krieges zu taumeln.

Der Jazz wurde in Deutschland erstmals nach dem Ersten Weltkrieg bekannt und war in den 20er Jahren als Tanzmusik in den Vergnügungstätten der Großstädte sehr beliebt. In den 30er Jahren gelang dem Jazz mit der Swing-Musik der endgültige Durchbruch.

Allerdings war der Jazz den Nationalsozialisten seit jeher als „Negermusik“ ein Dorn im Auge. Mit der Machtergreifung der NSDAP 1933 nahm die Polemik gegen die in den Südstaaten der USA entstandene und

Jazztitel erhielten deutsche Namen

vor allem durch afroamerikanische Musiker geprägte Musikrichtung zu. Hauptargument der Nazis war dabei insbesondere deren Herkunft. „Kritisiert wurden zudem die Klangfarben und das Instrumentarium, „Schlagzeugorgien“, die künstlerische Zuchtlosigkeit sowie die Verlotterung im musikalischen Ausdruck und die unanständigen Tanzformen“, formulierte Joseph Wulf, deutscher Historiker und

Politologe, in einer seiner frühen Publikationen. Von der NS-Propaganda wurde die Jazzmusik letztendlich sogar zum „politischen Kampfmittel der Juden“ hochstilisiert.

Am 12. Oktober 1935 verkündete Reichsstatthalter Eugen Hadamovsky das „endgültige Verbot des ‚Niggerjazz‘ für den ganzen deutschen Rundfunk“. Die Musiker begegneten dem swingfeindlichen Klima jedoch mit Kreativität und gaben den amerikanischen Jazz-Nummern einfache deutsche Titel. So wurde beispielsweise aus dem „St. Louis Blues“ von William Christopher Handy das „Lied vom blauen Ludwig“. Das Hörverbot für ausländische Sender, das ab 1939 durchgesetzt wurde, um die Bevölkerung von den alliierten Informationen abzuschirmen, drängte im gleichen Zug auch die Jazzfans in die Illegalität.

Im Februar 1941 erklärte Propagandaminister Joseph Goebbels „Musik mit verzerrten Rhythmen, atonaler Melodieführung und die Verwendung von so genannten gestopften Hörnern“ grundsätzlich für verboten. Um dem Tanzwillen der deutschen Jugend gerecht zu werden, entwickelte man

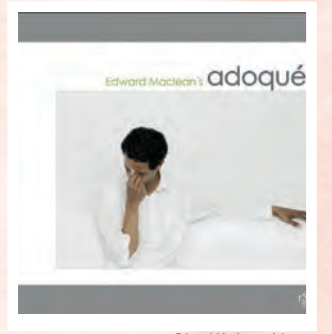
niert, unterlegt, um zu sehen, wie die Stimmung ist. Es gab auch ab und an ein paar Stellen, bei denen es wirklich gedauert hat, bis wir das gefunden haben, womit wir dann alle zufrieden waren. Das waren schon drei bis vier Anläufe, bei anderen Sachen ging es hingegen wieder ganz schnell. Wir haben das Stück durchgespielt ohne Unterbrechung und haben es entsprechend so komponiert, dass es zum Bildschnitt gepasst hat.

student! Im April dieses Jahres habt ihr zusammen mit Cheryl MacNeil die Lola für die Beste Filmmusik erhalten. Was bedeutet der Preis für das Projekt „Major Minors“?

Berkmann: Das kam schon sehr überraschend. Wir hatten nie damit gerechnet, überhaupt nominiert zu werden, und haben uns aufgrund der starken Konkurrenz keine Chancen ausgemalt. Der Gewinn war der absolute Hammer. Für uns ist das natürlich super: Immer mehr Leute bekommen jetzt mit, dass wir bei dem Film die Musik gemacht haben. Jetzt hoffen wir, auch in Zukunft Filmmusik machen können, was uns ziemlich gut gefallen hat. Auf Jazz allein wollen wir uns dabei nicht beschränken. Wir sind für andere Musikrichtungen offen.

Die „Major Minors“ spielen am 19. September auf der Filmkunstmesse in Leipzig. Der Soundtrack erscheint demnächst auf CD und LP.

Kostprobe



Edward Maclean's Adoqué

Zarte Vielfalt

Mit dem zeitgenössischen Jazz ist das so eine Sache – er ist so vielfältig, dass eine Beschreibung fast unmöglich ist. Er kann sich ausdrucksvoll mit melodiosen Linien präsentieren, kraftvolle und energiegeliche Stücke schaffen oder auf technisch höchst anspruchsvolle Arrangements setzen. Oder er schafft dies alles zusammen – wie auf dem Album „Edward Maclean's Adoqué“. Es ist die erste eigene Platte für den Bassisten und Bandleader Edward Maclean, ein Rheinländer mit ghanaischen Wurzeln. Nach zahlreichen Engagements, unter anderem für Peter Fox, „Jazzanova“ und Jessica Gall, setzt er nun seine eigenen Vorstellungen mit einem eher konventionellen Jazzquintett um. Die Instrumentalisten tragen mit ihrem Können zur stilistisch umfangreichen Bandbreite der Musik bei, so spielt Florian Trübsbach Saxophon, Christian Kögel Gitarre, Kevin Sholar Keyboard und Piano, Tobias Backhaus Schlagzeug und Edward Maclean selbst Bass. Die Musiker gehören zu den besten der Berliner Musikszene und schaffen ein kongeniales Album.

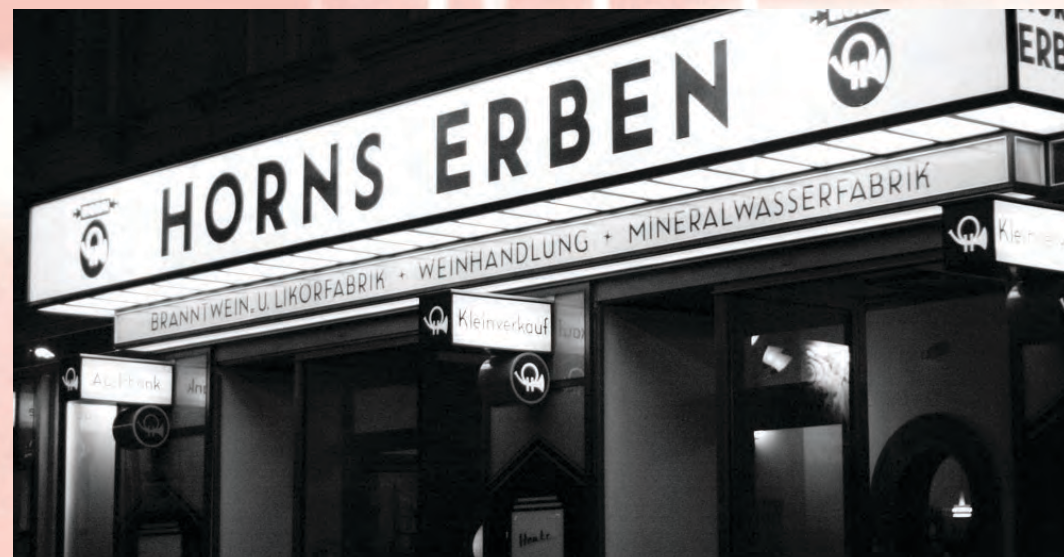
„Edward Maclean's Adoqué“ zeichnet sich durch seine Vielfalt aus – es ist eine Reise durch Stile, Länder, Gefühle und Zeiten. Das Klangerlebnis reicht von sphärischen, geradezu meditativen Stücken, zu hören etwa auf „Blue Hole“, bis hin zu melodiosen Arrangements, wie „Dance #2“, ebenso wie Ausflüge auf eher elektronischen Terrain mit „Elbstrand“. Zarte, emotionale Klänge wechseln sich ab mit rauen, rockigen Passagen. Das Quintett fühlt sich in vielen Stilen zu Hause, bewahrt sich dabei aber stets die gelassene, leicht schwingende Grundstimmung.

Immer wieder tauchen neue Aspekte auf. Daher gewinnt dieses mehrschichtige Album erst durch mehrmaliges Hören an Tiefe. Es ist kein „Dinnerjazz“, keine Hintergrundmusik und sicher nicht dem Gaumen des schnellen Musikkonsumenten angepasst. „Edward Maclean's Adoqué“ ist schwere Kost mit leichten Beilagen, die ein nahrhaftes Hörerlebnis schafft, das dem modernen Jazz noch eine weitere, innovative Facette hinzufügt.

Eva Bretschneider

Edward Maclean's Adoqué – r3w records, ca. 16 Euro

Hannes Rother



Das „Horns Erben“ in der Südvorstadt

Foto: endless autumn

Kostprobe



Kveikur

Mit tiefem Dröhnen und bedrohlichem Schnarren grüßen Sigur Rós auf ihrem neuen Album „Kveikur“ – zu Deutsch: Kerzendocht. „Brennisteinn“, der erste und auch längste Track, legt mit düsteren Klängen den Grundtenor für die folgenden acht Lieder. Damit hat die Band die vergleichsweise unbeschwerteren Melodien von „Með suð í eyrum við spilum endalaust“ – von bösen Zungen als sacher Indie-Rock verschrien – vorerst hinter sich gelassen und fährt mit schnelleren Rhythmen und dunkleren Tonfolgen einen neuen Kurs.

Postrock nennt sich das Genre, in dem die Musik von Sigur Rós vertortet wird. Die für die isländische Band markanten Soundcluster sind auffallend atonal und penetrieren Lieder wie „Kveikur“ und „Blápráður“. Das knarrende Verzerrern der Gitarre ist jedoch nicht beständig, teilweise sind stattdessen tiefe, schnelle Basslinien unter die Tracks gelegt. Somit wird das Tempo im Gegensatz zum vorhergehenden Album ordentlich angezogen. Doch auch auf leichtere Kost muss man im siebten Studioalbum der Band nicht verzichten: Das Gefühl, zwischen den Strophen in sphärischen Klangteppichen zu treiben, geht auch mit „Kveikur“ nicht verloren.

Seit dem Ausscheiden von Kjartan „Kjarri“ Sveinsson, der knapp 15 Jahre als Keyboarder in der Band spielte, sind dies die ersten Aufnahmen als Trio. Das hat allerdings keinen Einfluss auf die Liedqualität oder den charakteristischen Sound von Sigur Rós. Nicht zuletzt dank der unverkennbaren Stimme von Sänger Jón Þór Birgisson zieht das Album den Hörer direkt in die Weiten Islands – zwischen karges Vulkangestein, schweflig dampfende Geysire und eisblaue Gletscherseen. Ganz so, als nähme die Band die Impressionen ihrer Heimat direkt mit ins Studio und verarbeitete sie dort in ihren Liedern. Passend dazu sind auch die Übersetzungen der Titel aus dem Isländischen: Eisberg, Sturm und Schwefel. Sigur Rós hüten die Einzigartigkeit ihrer Musik. Ihre Texte in vollkommen unverständlicher Sprache lassen Freiraum für viel Phantasie und Vorstellung. Auch hat ihr Enthusiasmus, mit Geräuschen und Tönen zu experimentieren, keineswegs nachgelassen.

Julia-Marie Czerwonatis

Bereits im Handel, 15,99 €

Lichtblick im Freiheitsentzug

Theater mit therapeutischer Wirkung im Klinikum St. Georg

„Du betrügst mich doch, du elender Lustmolch“, hallt es über die Bühne der „nato“. Mord aus Eifersucht ist die Folge und der der Untreue beschuldigte junge Mann fortan verdammt zu einem Leben an Bord eines gefürchteten Schiffes mit schwarzem Mast und blutroten Segeln. Die jüngste Produktion des Stadttheater der Klinik für forensische Psychiatrie St. Georg Leipzig-Dösen, eine Inszenierung des „Fliegenden Holländers“, überführt den alten Mythos über das Geisterschiff mit frischer Sprache und trockenem Humor in die Alltagslichkeit der Gegenwart.

Auf der Bühne stehen Frauen und Männer zwischen 20 und 40 Jahren. Psychisch kranke Menschen, die schwere Straftaten begangen haben und denen deswegen ihre Freiheit entzogen wurde. In der Maßregelvollzugsanstalt sollen sie ihr Verhalten bessern und vorbereitet werden auf ein Leben ohne Suchtmittel und Straftaten. In der Anstalt ist ihr Leben nach klaren Vorschriften geregelt und der Alltag durchzogen von therapeutischen Maßnahmen. Das Theaterspielen im nicht-therapeutischen Kontext bietet da eine willkommene Abwechslung.

„Die positive Wirkung ist für die Patienten vor allem, dass es einfach mal jemanden gibt, der sie nimmt, wie sie sind, und nicht darauf guckt, welche Entwicklung die Therapie gerade macht“, sagt Larsen Sechert. Der freiberufliche Theatermacher und Schauspieler ist seit der Grün-



Groteske Komik und tiefe Tragik: Stadttheater

Foto: Frank Merten

derung vor sieben Jahren Spielleiter des Projekts und weiß, dass es anfangs einige Skeptiker gab. „Manche hatten Angst, dass die Patienten durch das Theaterspielen lernen, wie sie andere Menschen manipulieren können“, erzählt er. Die Arbeit am ersten Stück habe aber schnell gezeigt, dass eigentlich etwas anderes im Vordergrund der Projektarbeit stehe.

„Anstelle von perfektem Schauspiel bringen die Patienten ein Stück ihrer eigenen Lebenswelt mit auf die Bühne. Ich persönlich finde es interessanter, etwas von ihnen selbst zu sehen, als irgendeine aufgestülpte Figur“, sagt der Spielleiter. Nach der ersten Aufführung beim zehnjährigen Jubiläum der Klinik 2006 seien die Therapeuten

überrascht gewesen, Seiten an ihren Patienten zu entdecken, die sie vorher noch nicht kannten.

Eine ist der markant trockene Humor, die Situationskomik, die den Stücken der Theater-AG anmutet. So begleitete der Satz „das war jetzt irgend so ein Gedicht“ beim „Fliegenden Holländer“ trocken den Vortrag Wagnerscher Lyrik. „Verfolgungsjagen, Einbrüche, Schießereien, die wir Außenstehende meist nur aus dem Fernsehen kennen, haben die Patienten schon erlebt“, sagt Sechert, „zum Teil haben sie daraus eine groteske Komik entwickelt, der eine tiefe Tragik innewohnt. Solche Dinge, die sich Schauspieler sonst meist erst erarbeiten müssen, sind schon vorhanden. Das ist für mich das Spannende an diesem Projekt.“

Die ungezwungene, natürliche Spielweise der Patienten wird durch die in Improvisationen selbst entwickelten Texte ermöglicht. Die Laienschauspieler sind von Anfang an beteiligt an der Entwicklung der Stücke. Diesen wohne auch ein gewisser Bildungsanspruch inne, erklärt Sechert. Die Gruppe habe sich schon mit unterschiedlichsten Klassikern von Goethe oder Shakespeare auseinandergesetzt. Die Aufführungen leben von der Mischung aus szenischer Arbeit und Improvisation. Die Hausband trägt zur musikalischen Untermalung bei und die Schauspieler setzen mutig schräge Ideen um. Zusammen mit den Patienten hergestellte Kostüme und Bühnenbilder runden das Ganze ab.

Zurzeit arbeitet die Gruppe an ihrer neuen Produktion. Auf Wunsch der Patienten führen sie Ende des Jahres „Der Glöckner von Notre Dame“ auf. Außerhalb der Klinik gibt es nur wenige Gelegenheiten das Stück zu sehen. „Zu den Auftritten in der 'nato' kommen die Leute meistens aus Voyeurismus, oder weil sie jemanden, der mitspielt, kennen“, sagt Sechert. Er wünscht sich mehr Interesse an der künstlerischen Arbeit der Patienten. Aber auch für ihn bleibt am interessantesten, „einen Teil der Biografie der Patienten durch das Schauspiel auf der Bühne sichtbar zu machen“. Das Quäntchen einer ganz eigenen Ausdrucksweise sei das, was die Stücke so besonders macht.

Marie Hecht

Neue Clubs braucht die Stadt

In Plagwitz und der Südvorstadt entstehen Zentren des Feierns

Hundert Feiernwütige fanden sich am 23. Juni in Plagwitz ein, um die Ersten in Leipzig neuer Partylocation zu sein. Das „Pow Wow Open Air“ bildete den Startschuss für die Freiluftveranstaltungen im Club Täubchenthal. „Durch den langen Winter hat sich unsere Planung etwas verschoben, aber jetzt, wenn die Temperaturen steigen, bietet sich der bereits fertiggestellte Außenbereich schon zum Feiern an“, sagt Alex Beyer, Pressesprecher des Täubchenthals.

Seit Ende letzten Jahres wird an der Partyhochburg in einem alten Fabrikgebäude gewerkelt: Zwei Bereiche, einer davon als große Konzert- und Partymöglichkeit und der andere als kleines Lounge-Zimmer, sind geplant. Die offizielle Fertigstellung des kompletten Clubs soll spätestens bis zum 29. September erfolgen, denn da steht mit „Käptn Peng und die Tentakel von Delphi“ das erste große Konzert im Innenbereich an.

Bis dahin muss laut Beyer allerdings noch einiges passieren: „Der Raum ist noch nicht fertiggestellt und im Moment werden offizielle Kapazitätzahlen berechnet und abgeschätzt.“ Allerdings will man



Zukünftige Heimat des Täubchenthals

Foto: Anne Uhlig

den Ruf der Großraumdisco, der nach dem ersten Event aufkam, nicht auf sich sitzen lassen.

Das Täubchenthal möchte verschiedenste Kunstformen vereinen. „Wir wollen Genrengrenzen sprengen und das dann einem großen Publikum zugänglich machen“, sagt Beyer. „Unser Fokus liegt vorerst auf Konzerten und Partys, allerdings sind wir auch für weitere Formate, von Kabarett bis hin zu Filmvorführ-

ungen, offen. Alles kann – nichts muss“, erklärt er die Devise der Location. Für Oktober ist ein Indoor-Event geplant, das genau dieses Konzept der Vielfalt verwirklichen soll. Auf den beiden Floors werden neben DJs auch Bands spielen und außerdem effektvolle Licht- und Videoshows eingesetzt, um alle Möglichkeiten des Täubchenthals auszureizen. So will sich der Partytempel von anderen Clubs abgrenzen.

Hinter dem Projekt steht eine Mannschaft aus Musik promotern, Gastronomen und erfahrenen Partyveranstaltern. „Die Bestrebungen, einen Club zu gründen, gibt es schon seit langem. Planung und Raumsuche laufen seit mehr als drei Jahren. Wir denken jetzt hier in Plagwitz ein Objekt gefunden zu haben, in dem wir unsere Vorstellungen verwirklichen können“, sagt Beyer.

Unter dem Namen „Institut fuer Zukunft“ entsteht auch im Leipziger Süden ein neuer Club. Im alten Massivkuppelbau des Kohlrabizirkus soll der Fokus an Wochenenden auf Techno und House liegen. Aber auch Kunst, Kultur und Initiativen für politische Bildung sowie soziokulturelles Engagement sollen unter der Woche Platz in der neuen Location finden.

Über eine Crowdfundingkampagne auf der Internetseite startnext.de versuchen die zukünftigen Betreiber, einen Teil des Audiosystems zu finanzieren, um dadurch den optimalen Klang für die Besucher zu garantieren. Der Club soll bis Ende des Jahres fertiggestellt sein.

Miriam Pschirrer

Brotlose Kunst

Ein Meisterstudium ist kein Garant für Erfolg

Du studierst Malerei? Und du denkst wirklich, du wirst damit mal Geld verdienen?“ So etwas hat wohl jeder Malerei- oder Grafikstudent schon einmal gehört. Tatsächlich stehen die Chancen, als freier Berufsmaler erfolgreich arbeiten zu können, denkbar schlecht. Gerade einmal drei bis fünf Prozent der Absolventen einer Kunsthochschule leben zehn Jahre nach dem Abschluss allein von der Malerei. Der Begriff „brotlose Kunst“ ist heutzutage trotz der Unmenge an Entfaltungsmöglichkeiten oft noch aktuell. Berichten der Künstlersozialkasse zufolge beträgt das durchschnittliche Jahreseinkommen eines bildenden Künstlers beim Berufseinstieg knapp 11.000 Euro. Kaum ein Künstler kann sich ohne Nebenjobs über Wasser halten, viele beginnen nach dem Abschluss noch eine Lehre in einem ganz anderen Bereich oder müssen staatliche Unterstützung beantragen.

Trotz wenig rosiger Zukunftsaussichten hält die Flut an Bewerbungen für das Maleriestudium weiter an. Die Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) Leipzig gilt neben Berlin, Düsseldorf und München als besonders renommierter Standort der Künstlerausbildung. Auf die 15 Plätze einer Klasse kommen jährlich zwischen 200 und 300 Bewerber. Dem zweijährigen, interdisziplinären Grundstudium, das mit dem Vordiplom abschließt, folgt das dreijährige, fachspezifische Hauptstudium mit Diplomabschluss. Bei be-

sonderer Eignung schließt sich die zweijährige Ausbildung zum Meisterschüler in einer der Meisterschülerklassen an. Diese rekrutieren sich für gewöhnlich aus den HGB-Studenten mit den besten Abschlüssen, aber auch Fremdbewerbungen werden in seltenen Fällen zugelassen. Die Kurse finden bei angesehenen und zum Teil deutschlandweit bekannten künstlerischen Mentoren statt, wie beispielsweise Neo Rauch. Rauch gilt als Leitfigur der „Leipziger Schule“, einer künstlerischen Revolution in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre.

Reines künstlerisches Talent reicht heute wie damals jedoch nicht aus, um auf dem Markt Fuß zu fassen. Zwar eröffnen HGB-interne Ausstellungen und Präsentationen sowie öffentliche Meisterprüfungen bereits etliche Möglichkeiten, um mit späteren Arbeitgebern in Kontakt zu kommen. Ein direkter Weg in die Galerien der Welt ist das jedoch in den meisten Fällen nicht. „Um ein erfolgreicher freier Künstler zu werden, bedarf es 70 Prozent Organisationstalent, 20 Prozent künstlerisches Talent und zehn Prozent Glück“, sagt Christian Wehrauch, künstlerischer Mitarbeiter für Malerei und Graphik an der HGB. Aus diesem Grund gibt Wehrauch Existenzgründerseminare für zukünftige bildende Künstler. Die Studierenden lernen dort rein praktische Aspekte des Künstlerlebens, wie den Abschluss wichtiger Versicherungen, Anträge auszufüllen und Termine



David O'Kane

Foto: Filipp-Galerie

einzuhalten. Aber auch, wie sich die angehenden Maler verhalten müssen, wenn sie beispielsweise bei einer Ausstellung benachteiligt werden oder die Bezahlung durch eine Galerie nicht erfolgt, wird in dem Seminar gelehrt.

Trotz der Widrigkeiten, die sich für die Absolventen der HGB eröffnen, gibt es jedes Jahr einige, die schon kurz nach ihrem Abschluss gewisse Erfolge auf dem Kunstmarkt feiern können. Einer von ihnen ist David O'Kane, der 2007 sein Studium an der HGB über den Deutschen Akademischen Auslandsdienst begann. „Ich kam extra wegen eines Studiums bei Herrn Rauch nach Leipzig und machte 2012 meinen Meisterschülerabschluss bei ihm.“ Der aus dem irischen Lifford stammende Maler wurde bei einer Gemeinschaftsausstellung im Leipziger Spinnwerk vom Galeristen

Josef Filipp für eine eigene Ausstellung in der Filipp-Galerie in Leipzig angeworben, die im September letzten Jahres stattfand. Inzwischen ist O'Kane in einigen Galerien vertreten: in Leipzig, Berlin, Seoul, Winterthur und in Donegal in Irland. Dabei konnte er die bereits zu Studienzeiten entstandenen Kontakte weiter nutzen und ausbauen. Momentan ist es ihm möglich, ausschließlich von der Malerei zu leben. Auf der anderen Seite ist er sich sicher, dass er sich auf seinem derzeitigen Erfolg nicht ausruhen sollte.

Einzelne Erfolge der ehemaligen Studierenden sind auch auf die Bekanntheit der sie unterrichtenden Professoren zurückzuführen. Von einem Schüler Neo Rauchs lässt sich ein Kunstwerk zu wesentlich günstigeren Preisen erwerben, was wiederum auch die Publizität des Schülers

steigen lässt. Was nicht bedeutet, dass Absolventen anderer Professoren deutlich weniger Chancen in der Berufswelt haben. Jedoch öffnen bestimmte Namen Türen, die sonst wahrscheinlich verschlossen blieben.

Die Galerie Leuenroth in Frankfurt am Main hat sich auf Absolventen der HGB spezialisiert. Galeristin Kirsten Leuenroth vertritt junge zeitgenössische Künstler mit dem Schwerpunkt auf figurative Malerei und hat sich dabei vor allem auf Rauch-Schüler festgelegt. Momentan hat die Galerie elf Meisterschülerabsolventen aus Leipzig unter Vertrag. Unter ihnen ist Mirjam Völker, die 2010 ihren Meisterschülerabschluss machte und den „zeit-sicht“-Kunstpreis gewann. Die gebürtige Wiesbadenerin lebt und arbeitet auch nach ihrem Abschluss in Leipzig, wo sie zuletzt Anfang 2013 eine Gemeinschaftsausstellung in der „eigen+art“-Galerie hatte. Sie hat sich auf menschengeschaffene, doch nun verwaiste und zerstörte Landschaften spezialisiert, die eine gewisse Endzeitstimmung verbreiten. Kritiker sind voll des Lobes für ihre Arbeiten und sagen ihr noch einige Erfolge voraus.

Die Beispiele O'Kane und Völker zeigen, dass für Kunststudenten durchaus die Möglichkeit besteht, erfolgreicher Vollzeitkünstler werden und davon leben zu können, auch wenn das – mit harter Arbeit und einer Portion Glück – nur die wenigsten schaffen. **Anne Uhlig**

Anzeige



Dann aber los und nichts vergessen:

mit dem Spiel »Ich packe meinen Koffer«. Wer sich am meisten merken kann, hat gute Chancen zu gewinnen. Als Hauptpreis wird ein Interrailticket oder ein Reisegutschein im Wert von je 450 Euro verlost. Zweiter Preis ist eines von zehn Deuter Daypacks im Wert von je 50 Euro.



Jetzt QR-Code mit dem Smartphone scannen oder direkt auf www.aokplus-online.de/kofferpacken-student gehen. Viel Glück!

Gezeichnetes Wissen

Künstlerbiographien in Comicform sind im Trend

In der Kindheit und der frühen Jugend hat sie sicherlich fast jeder ab und zu gelesen: Comics. Doch kaum war man älter als fünfzehn, verflüchtigte sich das Interesse daran zumeist. Mit Graphic Novels, einer umfangreicheren Comic-Variante in Buchform, richtet man sich nun mehr und mehr an ein erwachsenes Publikum. Von Philosophie über Marxismus bis zur NS-Aufarbeitung ist für jeden etwas dabei. Ein Genre hat sich hier in jüngster Zeit besonders stark entwickelt: die Künstlerbiographie in gezeichneter Form. Da Vinci brachte es in Comics aus dem Verlagshaus Futropolis in der Vergangenheit sogar schon mehrfach bis zur Ausstellung im Pariser Louvre. Die Berliner Verlage avant und Reprodukt brachten in diesem Jahr acht Werke mit den Biographien verschiedener Künstler und Künstlergruppen heraus, darunter Picaso, Munch und Chagall.

Die beiden norwegischen Zeichner Lars Fiske und Steffen Kverneland gestalteten im letzten Jahr zusammen die biographische Graphic Novel „Olaf G.“ (über den Karikaturisten Olaf Gulbranssons), bevor sie sich jeweils einer eigenen



Szene aus Munch-Biographie

Foto: Steffen Kverneland

Arbeit widmeten. Fiske veröffentlichte im Mai dieses Jahres den Bildroman „Kurt Schwitters – Jetzt nenne ich mich selbst Merz. Herr Merz“, der von dem Maler, Dichter und Werbegraphiker Kurt Schwitters handelt. Dieser gilt als einer der Wegbereiter der Moderne. Sein Kennwort Merz gab er sich selbst in Bezug auf das von ihm geschaffene „dadaistische Gesamtweltbild“.

Während der Zeit des Nationalsozialismus emigrierte Schwitters nach Norwegen, wo er von 1937 bis 1940 lebte. Diesen Zeitraum wählte

Fiske aus, um das Leben und Werk Schwitters zu beleuchten. Die dadaistischen Tendenzen Schwitters' spiegeln sich in der Gestaltungsweise des Comics wider, dessen Seiten genauso „zusammengeschnipselt“ wirken, wie Schwitters' Collagen.

Auf ganz andere Art und Weise nähert sich Steffen Kverneland der Person Edvard Munch an. Das schlicht „Munch“ genannte und ebenfalls im Mai 2013 erschienene Werk beginnt mit einem Kunstgriff. In der Einleitung diskutiert Kvernelands graphisches Selbst mit seinem

verbildlichten Kollegen Fiske über die Frage, wie er eine Biographie von Munch gestalten würde. Die Antwort: Indem er ausschließlich Zitate des norwegischen Malers und dessen Zeitgenossen verwende. Diese Idee wird im Anschluss auf knapp 200 Seiten Bild und Text umgesetzt. Inhaltlich bezieht sich die Graphic Novel vor allem auf die Anschauungen Munchs, wie etwa seine strikte Ablehnung des Realismus, seine Vorliebe für schwarzhäufige Frauen und die Beziehungen zu seiner Familie und Freunden, die er oftmals in seinen Werken darstellte. Es zeigt sich an der Darstellungsweise, dass die Graphic Novel tatsächlich nur für Erwachsene gedacht ist. Neben der nicht allzu leicht verständlichen Erzählstruktur finden sich mehrfach äußerst explizite Szenen in der Geschichte wieder. Dabei erinnert das Werk im Gesamten an eine gezeichnete Dokumentation, mit einem Sprecher und Erklärungen zu Namen, Orten und Werken an den unteren Kanten der Bilder.

Beide Graphic Novels sind mit zahlreichen Werken der Künstler versehen. Zum Teil werden die Bilder in die Geschichte als Szenenbild

eingearbeitet, oder es wird dargestellt, wie der Protagonist, das Bild malt oder ausstellt. Dabei werden sie stilistisch an den Comicstil angepasst und dabei teilweise verfremdet. In die Erzählung werden Deutungen der Kunstwerke eingeflochten, was vor allem im Werk Kvernelands deutlich wird, wo der Zeichner auch schon einmal selbst im Bild auftaucht, um dem Leser das Kunstwerk zu erläutern. Dies macht sowohl das Werk, als auch in mancher Hinsicht das Leben des Künstlers leichter verständlich.

Die gezeichneten Biografien bieten einen ansprechenden Einblick in das Leben der Künstler und sind so eine lohnenswerte Alternative zur normalen Textform. Die Graphic Novels enthalten mit Sicherheit nicht jede relevante Information, doch für den nächsten Smalltalk unter gebildeten Leuten ist es sicher gut zu wissen, dass Schwitters sein Haus einst zu einem dadaistischen „Merz“-Kunstwerk umgestaltete.

Anne Uhlig

Beide Graphic Novels im avant-Verlag erhältlich, „Kurt Schwitters“: 29,95 Euro; „Munch“: 34,95 Euro

KULTURKOLUMNE

An einem stillen Örtchen

Wir finden unsere nächste WG auf der Damentoilette

Linda geht ins Ausland und will ihr WG-Zimmer loswerden: „Das Zimmer ist wunderschön und groß: 21 Quadratmeter. Es hat hohe Wände, Stuck an der Decke und alte Dielen. Im Sommer könnt ihr mit meinen netten Mitbewohnerinnen einen Wein auf dem Balkon trinken oder in unserem schönen Innenhof sitzen. Das Haus liegt an einer recht befahrenen Straße, aber im dritten Stock merkt man davon so gut wie gar nichts mehr. Lust bekommen? Dann meldet euch!“

Woher ich von ihrem Gesuch weiß? Ich gehe auf Toilette! An den Ort, wo in der Universität Leipzig zurzeit die meisten WG-Angebote hängen. Finde deine nächste Wohngemeinschaft auf dem Klo! WG-gesucht.de macht es möglich: Einfach schnell die Anzeige ausgedruckt und auf dem Frauenklo aufgehängt. Die ersten Kabinen-Inserate scheinen erfolgreich gewesen zu sein. Jetzt sind in den Damentoiletten schon ganze Wände zu Schwarzen Brettern für Wohnungssuchenden und -bietende geworden. Eva und Sarah suchen einen neuen Mitbewohner für ihre traumhafte Altbauwohnung, Rauchen: nein, Haustiere: ja, gemeinsames Kochen: gerne, Preis: 270 Euro. Klara will ihre Einzimmerbude

mit Einbauküche loswerden, frisch renoviert!!! Und Rike hat ein Doppelbett für wenig Geld zu verkaufen, Selbstabholung allerdings.

Die weißen Blätter mit Abreißenden für die Telefonnummer verdrängen die Eddingschmierereien und Emanzensticker in den roten Kabinen, nur der Flyer vom Michael-Jackson-Tanzkurs macht den



Wohnungsanzeigen mit seiner Häufigkeit Konkurrenz. Beim Anstehen ist so jedenfalls dafür gesorgt, dass wir uns nicht mehr langweilen müssen. Und garantiert werden nur selten WG-Gesuche so viel gelesen wie auf dem Frauenklo – die Idee ist gut! Da es bei den Männern bekanntlich keine langen Warteschlangen auf der Toilette gibt, ist

diese Erfindung wohl dem weiblichen Geschlecht vorbehalten. Liebe Männer, ihr müsst eure WG-Zimmer leider weiterhin im Internet loswerden.

Die Menschen mit Mitteilungsbedürfnis auf öffentlichen Toiletten haben auch schon eine neue Kritzelfläche entdeckt. „Eure Anzeige klingt supernett. Wenn ich nicht schon eine Wohnung hätte, würde ich bei euch einziehen.“ Vielleicht ist mit diesem Trend sogar die neueste Werbestrategie gefunden, schließlich erreichen diese Anzeigen viele Menschen auf kleinstem Raum! Liebe Plattform WG-Gesucht, ich empfehle euch dringend, die Anzeigen demnächst auf Klopapierrollen zu drucken – der Schritt Richtung Zukunft. Die Toilette ist ein ruhiger, gleichzeitig stark frequentierter Ort, nah an der potenziellen Zielgruppe. Das Wechseln der Rollen würde außerdem garantieren, dass ihr die Anzeigen nach Wunsch täglich austauschen könntet. Wohnung vermietet? Eva und Sarah haben einen neuen Mitbewohner? Klara ist ihre Einzimmerwohnung los und Rike hat einen Abnehmer für das Doppelbett gefunden? Kein Problem, spülen wir die alten Inserate einfach das Klo runter.

Sofia Dreisbach

Proben garantiert

Die Bandcommunity wird zehn Jahre alt

Einfach mal sehen was passiert. Das war das Motto, unter dem sich die Bandcommunity vor zehn Jahren gegründet hat. Die Musikszene in Leipzig war damals – und daran hat sich bis heute nicht viel geändert – eine sehr heterogene Mischung, die von Rock bis Hip Hop viel zu bieten hatte. Doch stand sie 2003 vor dem Problem, dass es zwar genügend junge Bands in der Stadt gab, jedoch nur wenige Veranstalter, die ihnen Auftritte ermöglichten. Also nahmen ein paar junge Menschen die Sache selbst in die Hand und organisierten Konzerte für den Leipziger Nachwuchs – mit vollem Erfolg. Auf der probeweise eingerichteten Homepage, auf der sich interessierte Bands anmelden und vorstellen konnten, hatten sich nach wenigen Wochen 300 Gruppen registriert. Die Bandcommunity war geboren.

Sie fing an, nun regelmäßig Konzerte für kleine Bands zu planen, um ihnen das Auftreten vor Publikum zu ermöglichen. Wichtig war und ist dabei die Zusammenarbeit mit zahlreichen Kooperationspartnern, wie der Villa, dem Werk 2 oder den Marktleberger Metalheads. Laut Projektkoordinator Florian Friedrich ist es für Nachwuchsbands wesentlich einfacher geworden, Veranstaltungsorte für Konzerte zu finden. „Es gibt heute genug Möglichkeiten für eine Band zu spielen, dafür gibt es halt keine Proberäume mehr.“ Vor allem nach dem Verkauf des Hupfeld-Centers in Böhlitz-

Ehrenberg standen viele Bands ohne Proberaum da. Dafür musste schnellstmöglich eine Lösung gefunden werden und die Gründer der Community, von denen heute noch Stephan Schliewe und Katja Engemann dabei sind, entschlossen sich deshalb dazu, selbst Orte zum Üben zur Verfügung zu stellen. „Den Gedanken gab es schon früher, weil es schwierig ist in Leipzig günstige, geeignete Gebäude zum Proben zu finden. Aber gerade in der damaligen Notsituation haben sich die Bandcommunity und der Eigentümer des heutigen Bandhauses gefunden“, sagt Friedrich.

Seit Juli 2010 gibt es besagtes Bandhaus in Lindenau. Mit 33 Räumen bietet es Platz für ungefähr 40 Bands, auch wenn das den Bedarf bei weitem nicht deckt, wie Friedrich, der den Bands jederzeit als Ansprechpartner zur Verfügung steht, anmerkt. Dennoch hat sich die Situation der Leipziger Bands in den letzten zehn Jahren deutlich verbessert.

Anlässlich des großen Jubiläums feiert die Bandcommunity am 13. Juli auf dem Gelände des Bandhauses das „Hippie Yeah!“ Festival. Eine Vielzahl Leipziger Gruppen, wie beispielsweise Die Tornados, Michael Heinemann und Plattform M, Die Kosmonauten, Radio Queens, Ostfrontcrew oder The Chicken Strings, werden dort live unter Beweis stellen, welche musikalische Vielfalt Leipzigs Nachwuchsbands zu bieten haben.

Julia Thier

96 Tage am Fels

Der Klettersport wird zunehmend beliebter und zieht Leipziger aus der Stadt in die Natur

Sein gesamter Körper steht unter Hochspannung. Jeder Tritt, jeder Handgriff, den er wagt, ist bedacht und präzise gewählt. Verliert Leonid jetzt seine Konzentration, fällt er gut zehn Meter tief an der Felswand herab in einen azurblauen Baggersee. Warm wird der rostbraune Fels, der rings um das Ufer türmt, von der Sonne beschienen. Leonid setzt seine Zehenspitzen auf eine Leiste von wenigen Zentimetern Breite – das reicht ihm für einen sicheren Stand mit dem Fuß, der in einem gelben hautengen Kletterschuh steckt. Er drückt sich aus den Beinen hoch, zieht sich über die Kante nach oben auf ebene Fläche. Zwei Dutzend Schaulustige – alle selbst Kletterer – klatschen Leonid Nazarov Beifall. Dessen freudestrahlendes Gesicht ist von Triumph gezeichnet. „Das ist die höchste Wand, die ich bisher ungesichert getoppt habe“, erzählt der gebürtige Russe.

Seit über vier Jahren ist das Klettern fester Bestandteil in Leonids Leben. Obwohl er aus einer Kletterfamilie stammt, hat er erst vor einigen Jahren seine Leidenschaft für den Sport entdeckt. „Mein Vater war Bergsteiger in der Sowjetunion. Wir haben ständig gemeinsame Touren

gemacht. Ich hatte nur nie wirklich Lust an Felswände zu gehen“, erzählt der 28-Jährige. 2008 nahm er dann an einem Hochschulsportkurs teil. „Drei Monate später hatte ich eine Abo-Karte für die Kletterhalle und war mehrmals die Woche an der Wand.“

Eine ähnliche Begeisterung für diesen Sport hat in den vergangenen 15 Jahren immer mehr Leipziger gepackt: Das Zentrum für Hochschulsport (ZfH) bietet in diesem Semester 17 Kletter- und fünf Boulderkurse an. Beim Bouldern, einem noch jungen Trend des Kletterns, bleibt man stets in Absprunghöhe, da ohne Seil geklettert wird. Beim Absprung landet der Boulderer auf weichen Matten, so genannten Crashpads. 70 Studenten nehmen derzeit an ZfH-Boulderkursen teil, dazu 200 weitere Teilnehmer am Klettern. „Seit 1996 Klettern erstmalig mit sieben Kursen angeboten wurde, ist ein stetiger Anstieg der Teilnehmerzahlen zu verzeichnen“, sagt Sigrun Schulte, Leiterin des ZfH. Die Kurse werden in der Kletterhalle „No Limit“ sowie am Kletterturm Mockau und an der Sportanlage Wettinbrücke angeboten. Griffe und Tritte sind an die jeweiligen Wände geschraubt und Routen mit



Leonid bouldert im Aktienbruch nahe Halle

Foto: Julia-Marie Czerwonatis

unterschiedlichen Schwierigkeitsgraden gekennzeichnet.

„Geschraubte Kletterwände eignen sich gut, um Techniken zu üben“, sagt Leonid, „Klettern ist aber ein Sport, der draußen stattfindet – das ist das Beste daran!“ Die Sächsische Schweiz ist eines der beliebtesten Kletterziele in Mitteldeutschland. Sie gilt als Wiege dieses Sportes: Bis in die 1970er Jahre war Klettern nur eine Nebendisziplin des Bergsteigens. Nach ihrem Besuch in der Sächsischen Schweiz, wo schon seit Ende des 19. Jahrhunderts frei geklettert wird, trugen

jedoch Kurt Albert und Wolfgang Güllich die Idee des Kletterns als eigenständigen Sport in die Welt.

Im vergangenen Jahr hat Leonid 96 Tage in der Natur verbracht, ausgerüstet mit Kletterschuhen und Kreide, das Kletterer benutzen um besseren Griff zu bekommen und ihre Hände vor dem rauen Fels zu schützen. Außerdem kommen noch Seil und Gurte oder Crashpads fürs Bouldern hinzu. „Ich kann mich beim Bouldern mental mehr auf die Bewegung fokussieren, statt von der Angst vor Höhe abgelenkt zu sein. Statt ausdauernd eine große

Wand hochzuklettern, möchte ich meine Bewegungen mit maximaler Kraft ausführen können“, erklärt der ehemalige Lehramtsstudent. „Wir beschreiben uns eher als ‚Bewegungskünstler‘ statt als Sportler im klassischen Sinne.“

„Wir“, das sind Freunde, die Leonid durch das Klettern kennengelernt hat. Zusammen machen sie regelmäßig Ausflüge in verschiedene Klettergebiete. Tagsüber hängen sie sich an gewaltige Granitfelsen und sitzen abends am Lagerfeuer.

„Es kann frustrierend sein, an einer Route zu scheitern.“ Der Kletterer scheint zu wissen wovon er redet: Seit zwei Jahren versucht er einen Boulder direkt vor den Toren Leipzigs zu meistern. Bisher hapert es stets am selben Zug. „Ich habe gelernt, mit dem Frust umzugehen. Gerade, weil es viele andere Erfolge gibt. Ein geschaffter Durchstieg bringt unheimliche Befriedigung, körperliche Erregung und ein Glücksgefühl. Danach kehrt immer eine gewisse Ruhe ein“, beschreibt Leonid. Inzwischen hat der 28-Jährige sein Hobby zum Beruf gemacht. Er arbeitet seit zwei Jahren als Kletterlehrer: „Ich verdiene Geld für etwas, das mir viel Spaß macht – was will ich mehr?“

Jcz

Und die Welt liegt im Sterben

Das Schleich-Action-Spiel „The Last of Us“ bringt cineastische Endzeitstimmung auf die Playstation 3

Das Mädchen ist so dürr“, sagt Ellie. Sie steht vor einem alten, vom Wetter gezeichneten Werbeplakat. Das Model in dem roten Kleid ist darauf jedoch klar zu erkennen. „Ich dachte, früher gab's genug Essen“, sagt Ellie und schaut mich an. Mit ihren 14 Jahren kennt sie die Welt von damals nur aus Erzählungen. „Das stimmt“, erwidere ich, „manche wollten es nur nicht.“ „Wieso denn das?“ fragt sie voller Unglauben. Ich zucke mit den Schultern: „Die Figur.“ – „Pffft. Wie bescheuert“, sagt Ellie und kehrt dem Bild aus einer anderen Realität den Rücken zu. Wir müssen weiter, aus der Stadt raus. Ellie möchte zum Zeitvertreib etwas aus ihrem Witzebuch vorlesen. Aber für sowas ist jetzt keine Zeit. Nicht, dass uns die Bande der hiesigen Überlebenden in die Finger kriegt. Oder noch schlimmer, die Infizierten.

In dem Playstation 3 Spiel „The Last of Us“ von Entwickler Naughty Dog bricht im Jahre 2013 eine Epidemie aus. Eingatmete Pilzsporen, die ins Gehirn des Wirts eindringen, zerstören das Nervensystem. Schon nach wenigen Stunden ist die Person im Menschen verschwunden. Dem nun entstandenen hungrigen Monster, dem Zombie, wuchert der Pilz mit der Zeit sogar durch den Schädel, lässt ihn erblinden. Mit Klickgeräuschen, einer Art Echolot, gehen sie auf Jagd. Für die meisten Leute ist es das letzte, was sie zu hören bekommen.



Ellie und Joel genießen einen kurzen Moment des Friedens

Fotos: Sony CE

20 Jahre nach dem Ausbruch gibt es längst keine Staaten mehr. Die Überlebenden hausen in militärischen und paramilitärischen Gemeinschaften, abgeschottet in isolierten Stadtvierteln. Die Wenigen, die sich in kleineren Gruppen durchschlagen, ringen täglichen gegen die Auslöschung. Joel, in dessen Haut der Spieler schlüpft, ist ein Überlebenskämpfer. Erfolgreich hat er sein früheres Selbst aus zivilisierten Zeiten hinter sich gelassen, tut was getan werden muss, um am Leben zu bleiben. Bis er eines Tages diese Göre sicher in eine andere Stadt bringen muss.

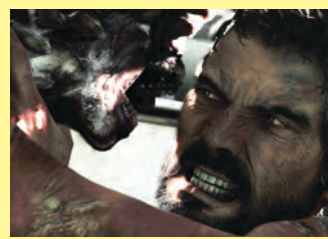
„Runter! In Deckung!“ zischt Joel – zische ich – Ellie zu. Wir verstecken uns. Ein halbes Dutzend jener mörderischen Plünderer, die uns zuvor schon überfielen, sind in das Hotel eingedrungen, das wir gerade

durchsuchten. Dank Joels erfahrenerm Gehör weiß ich ziemlich genau, wo sie gerade sind, durch welche Räume sie schleichen. Ich prüfe meine Revolvermunition. Drei Patronen. Und für den Jagdbogen habe ich auch nur noch drei Pfeile. Was, wenn ich nicht treffe? Einmal daneben, einmal nicht aufgepasst, und ich bin tot. Und Ellie vielleicht auch. Sie hat doch nur mich ... und ich hab nur sie ...

Und wenn noch mehr von denen kommen? Achte ich nicht auf meine Ressourcen, finde ich nicht bald neue Vorräte, um daraus Verbände und Waffen zu bauen, war's das bald. Joels wettergegerbtes Gesicht zieht sich zusammen. So leise wie möglich pirsche ich mich von hinten an einen der Räuber an, Ellie dicht an meinen Fersen. Er bemerkt mich – aber zu spät. Meinen Arm

um seinen Hals geschlungen, die Luftröhre zugeschnürt, schlägt er mit den Händen vergeblich nach mir aus, röchelt erbärmlich. Und stirbt. Plötzlich keucht Ellie meinen Namen und ich drehe mich um. Der Mann mit der Schrotflinte am Ende des Ganges hat mich noch nicht gesehen. Ich greife zum Bogen neben mir, spanne – und habe Glück. Mit einem markerschütternden Knacken bohrt sich der Pfeil in seinen Schädel. „Heilige Scheiße, Joel!“ sagt Ellie atemlos.

Sterben ist eine harte Angelegenheit. Nicht zum ersten Mal geht in einem Videospiel die Menschheit vor die Hunde. In „The Last of Us“ kann einen jeden der Tod schnell ereilen, doch war das Sterben noch nie so hart. Zwar mag man sich als Überlebender wie Joel gezwungen sehen, mittels Geschick, Klugheit und Brutalität zahllose Gegner zu morden, doch anstelle des abgestumpften Routineschlachtens in anderen Spielen wird mir hier mit der Zeit vielmehr die Abstumpfung eines notgedrungenen, routinierten Schlächters gezeigt.



In all seinem Schrecken und seiner Trostlosigkeit ist das Jahr 2033 wunderschön. Unfassbar viele Details – von Postern zum Film „Girafic Park“, über pflanzenbewucherte Autowracks bis hin zu Müllbergen voller Comichelfe und Fast-Food-Kartons – beleben die klar abgegrenzte, aber niemals auffällig linear erscheinende Welt, durch die sich Ellie und Joel im Lauf der Monate bewegen. Die Zwei haben nicht nur Persönlichkeit. Wenn Joel Ellie erzählt, dass er mal Sänger werden wollte, dann hat mir in einem Videospiel noch nie ein lebensechtes Mädchen entgegengeflacht.

Und genauso lebensecht fühlt sich der Terror an, als mich im Keller ein Infizierter überrascht. Aus der Dunkelheit geboren, reißt er mich zu sich, schnappt mit seinen Zähnen nach mir. Wie bekloppt hämmere ich auf das Gamepad, um das Vieh bloß von mir weg zu kriegen. Plötzlich ist Ellie da und rammt ihr Springmesser in die Schultern des Monsters. Gemeinsam machen wir es unschädlich. Dann hören wir ein stetig lauter werdendes, hochfrequentes Klicken. So schnell und leise wir können gehen wir hinter einer Kiste in Deckung. Ellie, an meine Seite gepresst, klammert sich an ihre kleine Pistole. Ich, einen Baseballschläger in der Hand, sehe sie an. Sie hat doch nur mich ... und ich hab nur sie ...

Knut Holburg

Bereits erhältlich; ca. 60 Euro

An dieser Stelle präsentieren wir euch zum letzten Mal in diesem Semester Veranstaltungen, die den studentischen Geldbeutel schonen.

Gern könnt ihr eigene Tipps an kalender@student-leipzig.de senden; kommerzielle Angebote an anzeigen@student-leipzig.de. Alle Angaben sind ohne Gewähr.

Dienstag, 9. Juli 2013

Film und Diskussion: „Mund auf, Augen zu? Ernährung mit Genuss und Verstand“ – Filmvorführung „Ehrfurcht vor dem Leben: Lasst uns über das Töten reden“ (Doku, D 2011, FSK 16) und Podiumsdiskussion / 10 Uhr / Zeitgeschichtliches Forum, Grimmaische Str. 6 / Anmeldung erbeten: va-koordination.zfl@hdg.de

Vernissage der Diplomausstellung von Daniel Poller: „Durch einfache Kraffteinwirkung“ / 19 Uhr / MZIN, Paul-Grüner-Str. 64

Biergarten-Quiz / 19 Uhr / Ilse Erika, Bernhard-Göring-Str. 152

Mittwoch, 10. Juli 2013

Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. med. Georg Freiherr von Salis-Soglio: „Orthopädie – ein faszinierendes Fach am Scheideweg?“ / 12.15 Uhr / Operatives Zentrum, Liebigstr. 20, HS

Firmenlauf 2013: 5 km rund ums Stadion / 16 Uhr, Startschuss 19 Uhr / Sportforum

Vortrag von Marisol Palma: „Politische Gewalt und ländlicher Raum im postrevolutionären Michoacán, Mexiko, 1920–1930“ / 17 Uhr / Centre of Area Studies, Thomaskirchhof 20, 1. OG

Vortrag von Sebastian Klotz: „Anmaßung & Immersion. Psycho- und medienlogische Beobachtungen zum Theater Wagners“ / 18 Uhr / Museum der bildenden Künste, Katharinenstr. 10, Christus-Saal

Vernissage mit Musik und Diskussion zum Diplomprojekt „Formel“ von Lorraine Garchy über den Erkenntnisprozess mathematischer Formeln /

TIPP DES MONATS Mittwoch, 10. Juli 2013

Die Bigband und die Junior Bigband der Musikschule Leipzig „Johann Sebastian Bach“ spielen zusammen mit The Firebirds ab 20.30 Uhr ein sommerliches Gratiskonzert im Spizz-Keller, Markt 9.



Foto: Musikschule Leipzig

18 Uhr / Volte Studio, Halle 14/c, Spinnereistr. 7

Vortrag von Arthur Ripstein: „The law of force and the force of law“ / 18.30 Uhr / Rektoratsgebäude, Neuer Senatssaal, Ritterstr. 26

Experimentalvortrag von Bernd Rheinländer: „Kreis und Rad in Physik und Technik“ / 19 Uhr / Großer Hörsaal Physik, Linnestr. 5

Vortrag von Ines Beilke-Voigt: „Bewegte Geschichte. Alte und neue Forschungen im und um den Burgwall von Lossow“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 4

Donnerstag, 11. Juli 2013

Werkstattkonzert der HMT-Dirigierklasse mit dem Leipziger Symphonieorchester / 10 Uhr / Hochschule für Musik und Theater / Grassistr. 8, Großer Saal

Vortrag von Daniel Werning: „Das Höhlenbuch. Eine wissenschaftliche Theologie der Unterwelt aus der Ramessidenzeit“ / 18.15 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 8

Buchpräsentation: „Glossen zum Sachsenspiegel-Lehnrecht“ / 19 Uhr / Vortragsraum der Bibliotheca Albertina, 1. OG

Diplomkonzert von Julian Wejwar frei nach dem gleichnamigen Roman, Film und Broadway-Musical: „Catch me if you can“ („The true story of a real fake“) / 19 Uhr / Hochschule für Musik und Theater, Dittrichring 21, Großer Probensaal, Raum 1.33

Vernissage der Diplomausstellung von Jonas Paul Wilisch: „Gefüge – Höffner, Hübner, Boss revisited“ / 19 Uhr / d21 Kunstraum, Demmeringstr. 21

Künstlerinnengespräch mit Laura Horelli / 19 Uhr / Galerie für zeitgenössische Kunst, Karl-Tauchnitz-Str. 9-11

Lesung zur Ausstellung „Das Pandora-Prinzip“ / 19.30 Uhr / Haus des Buches, Gerichtsweg 28, Literaturcafé

Sommerliches Kammerkonzert mit Posaune und Klavier / 19.30 Uhr / Hochschule für Musik und Theater / Grassistr. 1, Vortragsraum 104, Wintergarten

Freitag, 12. Juli 2013

Vernissage der HGB-Diplomantenausstellung, anschließend HGB-Sommerfest / 16 Uhr / Galerie, Festsaal, Lichthof und weitere Räume der Hochschule für Grafik und Buchkunst, Wächterstr. 11

Filmriss-Filmquiz / 20.30 Uhr / Conne Island, Koberger Str. 3

Samstag, 13. Juli 2013

Festumzug der Global Space Odyssey / 12-22 Uhr / Beginn: Connewitzer Kreuz, Abschluss: Wilhelm-Külz-Park

Fahradexkursion mit Tim Tepper: „WohnGrün – Siedlungsbau in der Stadt“. Stationen: Mietergärten der Gründerzeit, Meyersche Häuser in Lindenau, Mieterhöfe und Siedlungen in Grünau, Dauer ca. 4 Std. / 14 Uhr / Start: Galerie für zeitgenössische Kunst, Karl-Tauchnitz-Str. 9-11

Sonntag, 14. Juli 2013

Finissage mit Führung: „Refaiya – Eine Bücherreise von Damaskus nach Leipzig“ / 15 Uhr / Bibliotheca Albertina, Beethovenstr. 6, EG

Montag, 15. Juli 2013

Vortrag von Patrick Schollmeyer: „Mein Apollo ist kein Raumschiff – Männerbündische Phantasien und die Beurteilung antiker Plastik“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 2

Dienstag, 16. Juli 2013

Vortrag des Career Centers: „Vom Wert der Geistes- und Sozialwissenschaften“ / 17.15 Uhr / Vortragsraum der Bibliotheca Albertina, 1. OG

Vortrag von Christoph Gabriel: „Mozart, Rossini und Verdi auf Italienisch und Französisch: Prosodie und Textvertontung in Eigen- und Fremdbearbeitungen“ / 19 Uhr / Neues Seminargebäude, Raum 410

Filmvorführung des Career Centers: „Oh Boy!“ (D 2013) / 20 Uhr / Ort: nato Cinéma, Karl-Liebknecht-Str. 46

Mittwoch, 17. Juli 2013

Vortrag von Zsolt Lászlóffy: „Avant la Lettre Presence of the Axis System in Richard Wagner's Tristan“ / 17.15 Uhr / GWZO, Specks Hof, Eingang A

Vortrag von Matthias Haase: „Die Wirklichkeit meiner Tat“ / 18.30 Uhr / Rektoratsgebäude, Neuer Senatssaal, Ritterstr. 26

Sonntag, 21. Juli 2013

Flohmarkt im Biergarten / 14 Uhr / Ilse Erika, Bernhard-Göring-Str. 152

Dienstag, 30. Juli 2013

Biergarten-Quiz / 19 Uhr / Ilse Erika, Bernhard-Göring-Str. 152

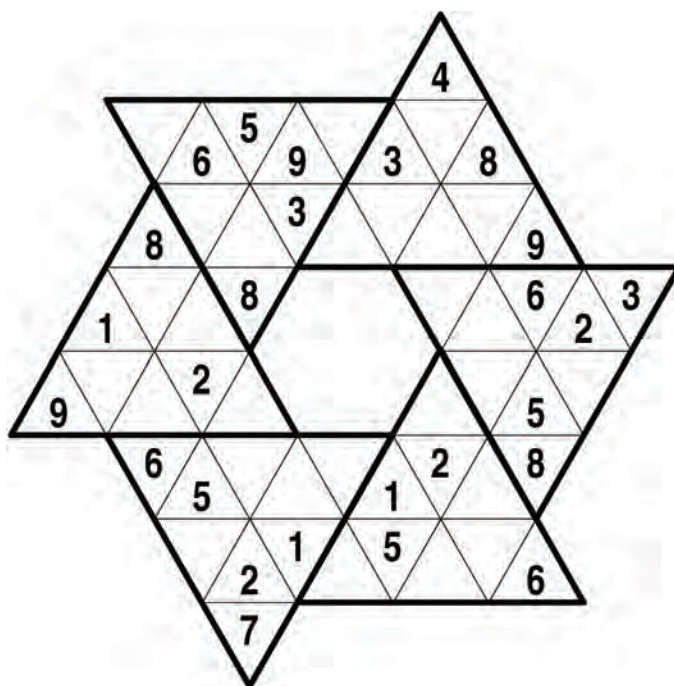
Donnerstag, 1. August 2013

Vortrag von Angela Onasch: „Dem Volk auf Hand und Mund geschaut – Auf dem Feld und in der Werkstatt“ / 18.15 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 2

Sonntag, 25. August 2013

Fahradexkursion mit Dieter Rink: „WildesGrün – Wildnis in der Stadt. Brachflächen und Naturräume“, Dauer ca. 4 Std. / 14 Uhr / Start: Galerie für zeitgenössische Kunst, Karl-Tauchnitz-Str. 9-11

Sudoku



Dieses Stern-Sudoku (oder auch Sudoku-Stern, jap. Hoshi) wird gelöst, indem in jeder waagerechten und diagonalen Reihe sowie in jedem der sechs fett umrandeten Dreiecke die Zahlen 1-9 jeweils nur einmal eingetragen werden. Zu den kürzeren Diagonalen am Außenrand zählen zusätzlich die Felder in den Sternecken.

Dieses und weitere Sudokus findet ihr im Buch „Sudoku für Kenner – Stern-Sudoku“ von Lea Rest, welches im Juni 2013 im Udo-Degener-Verlag erschienen ist. Es ist für 4,95 Euro direkt über den Verlag www.uedor.de oder über www.amazon.de erhältlich. Die Veröffentlichung erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

student!

Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Fon: 0341/355 204 51
Fax: 0341/355 204 52
online: www.student-leipzig.de

Auflage: 10.000 Stück

Druck: MZ Druckereigesellschaft mBH Halle

Herausgeber: student! e. V. vertreten durch die Vereinsvorsitzenden Christian Döring und Denis Gießler

Geschäftsführer: Jan Nitzschmann

Anzeigen: UniAnzeigenPool, Inh. Eva-Maria Kasimir, info@unianzeigen.de, 0172 3411082

Chefredaktion (V.i.S.d.P.): Robert Briest, René Loch, chefredaktion@student-leipzig.de

Redaktion: Politik: René Loch, Sofia Dreisbach, Miriam Pschirrer / Perspektive: Julia-Marie Czerwonatis, Doreen Hoyer, / Wissenschaft: Amina Kreuzsch, Julia Rohrer, Christian Döring, Jakob Simmann / Sport & Spiele: Knut Hol-

burg / Interview: Robert Briest / Thema: Denis Gießler, Mirjam Ratmann, Eva Bretschneider / Kultur: Friederike Ostwald, Marie Hecht, Ariane Dreisbach, Anne Uhlig / Service: Hannes Rother, Julia Thier / Kalender & Rätsel: Binia Golub / Leipzig: Robert Briest, Melanie Schroder / Foto: Alexander Schlee / Karikaturen: Dominik Wendland / Film: Knut Holburg / Online: Christopher Geißler, Jan Nitzschmann

Geschäftsbedingungen:

Zurzeit gelten die Mediadaten, Stand 2013. Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich außer in den Semesterferien und ist kostenlos.

Nächste Ausgabe erscheint am 14.10.2013

Anzeigenschluss ist der 03.10.2013, Redaktionsschluss am 03.10.2013

Anzeige

Junges Wohnen in Citynähe!

In der Windmühlenstraße 33 - 37 am Bayerischen Bahnhof bieten wir Studenten das passende Zuhause:

- 1-Raum-Wohnungen mit 25 m²
- ausgestattet mit Parkett, Bad mit Dusche, Aufzug
- super zentrumsnah, schnell in der Uni
- Einbau einer Single-Küche gegen Aufpreis möglich
- Mietpreis: jetzt nur 270 € mtl. Warmmiete*, statt 300 € mtl. Warmmiete*

Kontakt:

Leipziger Wohnungs- und Baugesellschaft mbH
Prager Straße 21, 04103 Leipzig
Telefon: 0341 - 99 20
www.lwb.de, mieten@lwb.de

* inkl. Nebenkosten, zzgl. Kaution

Zu Hause in Leipzig.



Konkurrenz für Kaffee & Co.

Leipziger Studenten entwickeln natürliches „Denkgetränk“

Club Mate, Cola, Energy Drinks und Kaffee zum Aufputschen in der Prüfungszeit haben ausgedient. Dieser Meinung sind zwei Studenten der Uni Leipzig, die mit „Nijoz“, dem „Denkgetränk“, eine Alternative zu den herkömmlichen Wachmachern erfunden haben. Florian Mack und Christopher Volke, beide 22 Jahre alt und Studenten der Wirtschaftswissenschaften, haben in ihrer Universitätslaufbahn schon etwa 40 Klausuren geschrieben – sie müssen also wissen, was der Student im Lernstress braucht.

„Früher habe ich es mit Energy Drinks versucht, aber nie einen sinnvollen Effekt bemerkt“, erzählt Mack, „dann habe ich von meiner Mutter eine Brahmi-Pflanze, auch 'Gedächtnispflanze' genannt, geschenkt bekommen.“ Diese Pflanze werde seit langem in der Heilkunst verwendet, ihr werde eine beruhigende Wirkung zugesprochen. In der Hirnforschung sei belegt, dass die besten Lernergebnisse in gelassenem Zustand erreicht werden und nicht im künstlichen Stress, den Aufputzmittel verursachen. „Wie das bei Studenten und Zimmerpflanzen aber so ist, war sie bis zu den nächsten Klausuren schon vertrocknet. Die Idee eines natürlichen Getränks zur Unterstützung beim Lernen hat uns aber nicht losgelassen – es musste nur noch ein bisschen studentenförmlicher werden“, berichtet Mack.



„Nijoz“-Erfinder Florian Mack (l.) und Christopher Volke Foto: als

Also haben er und sein Kollege Volke der Brahmi ähnliche Pflanzen gesucht und zahlreiche Studien gelesen, bis sie sich schließlich für die zehn Bestandteile von „Nijoz“ entschieden haben: Brahmi, Heidelbeeren, Grüner Tee, die Chlorella-Alge, Guarana, Rhodiola Rosea, Omega 3, Holunderbeere, Ginkgo, Cholin und Serin. Diesen „Brain-Foods“ seien wissenschaftlich positive Auswirkungen auf Körper und Geist nachgewiesen.

Erklärtes Ziel von „Nijoz“ ist es, nicht aufzuputschen, sondern einen

Zustand der Gelassenheit und Konzentration hervorzurufen. „Wir haben alle Inhaltsstoffe im Selbsttest durchprobiert“, sagt Mack, „sie sind gar nicht so unkompliziert, viele sind sehr teuer und schmecken nicht besonders gut, oft sind sie bitter.“ Trotzdem ist ihnen nach drei Jahren Planung, Nachforschung und nach Zusammenarbeit mit Lebensmitteltechnikern nun ein Pulver gelungen, das von einem professionellen Lebensmittelhersteller produziert wird. „Das war gar nicht so einfach. Es gab viel Gegenwehr von

Herstellern, als wir mit unserer Idee ankamen. Sie wollen lieber die Sachen, die billig hergestellt werden können, ein bisschen Wasser, Zucker, Aroma. Aber unser Getränk sollte nicht nur eine andere Farbe haben als die anderen“, sagt Mack: „Unsere Inhaltsstoffe sollten nachhaltig sein und ohne Gewöhnungseffekte.“

Etwas Besonderes ist auch der Name ihres „Denkgetränks“. Er erklärt sich so: Ein „Ge“-tränk, plus „Nijoz“, das sich genauso spricht wie es geschrieben wird, ergibt einen „Ge-nijoz“, einen Genius. Der Slogan ist „Everybody is a Genius“ – dafür hält Alfred Einstein auf der Homepage seinen Kopf hin. Seit Ende April verkaufen die Studenten nun „Nijoz“, einzeln an den Kassen der Mensa und im Onlineshop in 10er-, 24er- und 50er-Paketen. Das Pulver wird in etwa einen halben Liter Wasser eingerührt, für Feinschmecker dann noch mit einem Schuss Saft perfektioniert. „Mit dem ersten Nijoz ist es wie mit dem ersten Kaffee oder dem ersten Bier. Es schmeckt ungewohnt, aber man gewöhnt sich daran“, sagt Volke. Ob „Nijoz“ wirklich Körper und Geist belebt und wie es schmeckt können Neugierige am 10. Juli ab 10.30 Uhr im Innenhof des Hörsaalgebäudes ausprobieren. Auf erfolgreiche Klausuren im Sommersemester – mit oder ohne „Nijoz“, Kaffee, Energy Drinks oder Cola. **Ariane Dreisbach**

Meldungen

Sozialzentrum

Das Studentenwerk Leipzig eröffnet im kommenden Jahr eine neue Einrichtung für Studenten in besonderen Lebenslagen. Das „Center for Social Services“ soll in einem ehemaligen Gebäude der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig am Gutenbergplatz eröffnet werden und neben Kinderbetreuung auch Sozialberatung sowie psychosoziale Beratung bieten. Geplant sind zudem 17 Apartments für Studierende mit Kind, zwei barrierefreie Apartments für Studierende mit Behinderung und 29 Wohnungen für ausländische Studierende und Doktoranden. Das Bauprojekt soll insgesamt knapp fünf Millionen Euro kosten. 1,2 Millionen Euro davon steuert die Stadt Leipzig bei. **hro**

Call for Papers

Die Uni Leipzig richtet einen Call for Papers für die Studentenkonzferenz Informatik Leipzig (Stil) an alle interessierten Studenten der Informatik und angrenzender Disziplinen. Die Skil findet am 2. Dezember auf dem Campus am Augustusplatz statt. Bis zum 25. August können Studenten hierfür noch Arbeiten und Projekte einreichen. Diese werden nach Begutachtung im Tagungsband publiziert und gegebenenfalls prämiert. skil.informatik.uni-leipzig.de **jmr**

Vom Studium in den Beruf

Was nach dem Uniabschluss zu beachten ist

Für Hochschulabsolventen gestaltet sich der direkte Berufseinstieg mitunter schwierig. Grund hierfür sind nicht etwa eine schlechte Ausbildung oder fehlende Fachkenntnis, sondern die stellenweise vorherrschende Skepsis und gesteigerte Erwartungshaltung der Arbeitgeber. Kann man eine tadellose Regelstudienzeit mit Bestnoten vorweisen, fällt die fehlende Praxiserfahrung ins Gewicht. Stehen hingegen auf der anderen Seite eine Vielzahl von Praktika und Auslandsaufenthalten, scheinen die überzogenen Semester die Festeinstellung in weite Ferne zu rücken.

Ein Hochschulabschluss ist und bleibt ein Garant für einen besseren Arbeitsmarktzugang. Nach einer aktuell veröffentlichten Untersuchung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) sank die Arbeitslosenquote von 3,5 Prozent im Jahr 2006 auf 2,4 im Jahr 2011. Das gilt für West- wie Ostdeutschland und für Frauen in gleichem Maße wie für Männer. Allerdings bedeutet irgendein Job auch bei Akademikern nicht immer unbefristete Arbeit mit Wunschbezahlung.

„Prinzipiell gilt, dass sich allen voran Absolventen mathematisch-naturwissenschaftlicher Fachrichtungen, seien es nun Physiker oder Ingenieure, schneller auf dem Ar-

beitsmarkt etablieren, als Kommilitonen aus anderen Bereichen“, sagt Brigitte Weber, Mitarbeiterin im Forschungsbereich Prognose und Strukturanalyse des IAB. Überdisziplinär gilt, dass bereits im Studium entstandene Kontakte und eine frühe Orientierung im späteren Berufsfeld den Weg zum Traumjob erleichtern. „Ein Praktikum ist meist eine Zugangsvoraussetzung zu einem Unternehmen. Wer sich hier engagiert einbringt, hat gute Chancen, bald zum potentiellen Nachwuchs zu gehören“, sagt Evelyn Stark, akademische Beraterin der Bundesagentur für Arbeit Leipzig.

Ebenso wichtig ist eine gute Bewerbung, auf deren formale Korrektheit Personalchefs achten. So dient das Career Center der Uni Leipzig nicht nur als Orientierungshilfe während und nach dem Studium, sondern unterstützt auch bei offenen Fragen hinsichtlich der eigenen Bewerbung. Beispielsweise besteht die Möglichkeit, eigens auf den jeweiligen Studenten zugeschnittene Trainingseinheiten zu besuchen, in denen man ein Vorstellungsgespräch nachstellt oder mögliche Einstellungstests durcharbeitet.

Neben dem klassischen Direkt-einstieg entwickeln sich seit einiger Zeit Traineeprogramme, die als Berufseinstieg fungieren. Dabei durch-

läuft man ein bis zwei Jahre lang verschiedene Abteilungen eines Unternehmens und kann dieses so besser kennenlernen und gezielt gefördert werden.

Wer es nicht schafft, direkt nach dem Studium einen Job zu finden, wird in der Regel nicht um eine staatliche Hilfe herumkommen. „Wichtig ist, dass sich Studenten bereits während des Studiums der kommenden Situation bewusst werden. Prinzipiell gilt: Sich bereits drei Monate vor der Exmatrikulation bei der Bundesagentur für Arbeit melden“, sagt Stark. Neben Arbeitslosengeld I und Arbeitslosengeld II, die sich nach der bisherigen Erwerbstätigkeit richten, können Bewerber auf weitere soziale Unterstützungen zurückgreifen. So werden die Kosten für Bewerbungen, Fahrten zu Bewerbungsgesprächen und sogar Umzüge zu einer angetretenen Arbeitsstelle in den meisten Fällen erstattet. Um Akademikern eine besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, bietet die Arbeitsagentur eigens im Career Center der Universität Leipzig offene Beratungsgespräche an.

Hannes Rother

Beratungsgespräche, dienstags bis donnerstags, von 10 bis 16 Uhr – Burgstraße 21, Raum 1.26.

Anzeige

www.Studentenapartments-Leipzig.de



Meldungen

Taschenspieler

Die SPD ist mit einem Gesetzentwurf gegen Abgeordnetenbestechung gescheitert, der sowohl Angebot als auch Annahme von Geld und anderen Geschenken als Austausch für parlamentarische Gegenleistungen mit Gefängnisstrafen belegen wollte. Union und FDP lehnten den Vorschlag ab, da sie um die geregelten Einkommen ihrer Abgeordneten fürchteten. Außerdem hieß es, durch den SPD-Vorschlag würde der Gesetzgebungsprozess gänzlich zum Erliegen kommen. Schließlich müssten Vorlagen dann von den Fraktionen oder den zuständigen Ministerien selbst formuliert werden. Diese hätten darin jedoch keine Übung.

Kanzler Steinbrück

Peer Steinbrück wird doch noch Kanzler. Nach der verlorenen Wahl im September wird der SPD-Politiker den bisherigen Uni-Kanzler Frank Nolden beerben. Aus Senatskreisen hieß es, Steinbrück, der bereits seit einigen Jahren Honorarprofessor an der Alma Mater ist, habe die Gremien durch sein herzliches Auftreten überzeugt.

Brett vorm Kopf

Die Diskussionen um das Paulinum nehmen kein Ende. Nach den hitzigen Debatten um die Installation der Glaswand und einer beweglichen Kanzel, kritisiert der Paulinerverein nun den Einbau verschließbarer WC-Türen. Dadurch würden die künftigen Besucher der Möglichkeit einer gemeinsamen spirituellen Sitzung beraubt. Dies sei die Fortsetzung der barbarischen sozialistischen Kulturpolitik, die stets eine Vereinzelung der Menschen beabsichtigt hätte. Die Fertigstellung des Paulinums hatte sich mehrfach verzögert und ist nun für Ende 2024 geplant.

Führerwitz

Wider den nationalistischen Ernst. Der Leipziger NS-Parodie-Verein NPD setzt mit Klaus Ufer auch bei der Bundestagswahl auf seinen treffsichersten Kabarettisten. Der hitlerbärtige Wortakrobat unterhält bereits seit Jahren erfolgreich den Stadtrat mit seinen Stand-Up-Einlagen über die mangelnde Durchsetzungsfähigkeit des Weltnetzes oder die Schutzwürdigkeit des germanischen Naturkundemuseums.

Anzeige

ZDF

"Diese Sendung ist wie eine Pralinschachtel!"
- Tom Hanks



Lanz intim - Die nagelneue Samstagabendshow
Mit dem Zweiten stirbt man länger.

Eiszeit und warme Welle

Russland schreitet bei Schwulenrechten mit Tatkraft voran

Die Nachricht wiegt schwer in den diplomatischen Kreisen Berlins. Zahlreiche Staatssekretäre und Pressesprecher wurden bereits mit Panikattacken und Weinkrämpfen in die Psychiatrie eingeliefert. Vergangene Woche trat dann Außenminister Guido Westerwelle gramebeugt vor die Presse, um zu bestätigen, was längst alle ahnten: Nordkorea hat die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen. Der Grund dafür, so der zerknirschte Liberale, sei die Lage der Homosexuellen in der Bundesrepublik. In den letzten Monaten drohte Pjöngjang wiederholt mit diplomatischen Sanktionen, sollte Berlin den deutschen Schwulen und Lesben nicht umgehend volle steuerliche Gleichberechtigung und Adoptionsrechte einräumen. Ersteres wurde mittlerweile via Gerichtsurteil gegen den Widerstand der Bundesregierung durchgedrückt, doch beim Adoptionsrecht zeigt man sich weiter halsstarrig. Derlei Rückständigkeit und Verbohrtheit war zu viel für die menschenrechtsbewussten Nordkoreaner.

Im gleichen Maße, wie die Beziehung zu Deutschland erkaltet, wird die Freundschaft Nordkoreas mit



Russland derweil neu aufgewärmt. Denn eben dort übt man sich neuerdings in Toleranz. Durfte zwischen Ural und Kamtschatka jahrzehntlang nicht einmal über Homosexualität gesprochen werden, so wird sie jetzt schlicht und einfach in höchsten Kreisen praktiziert. Es begann mit zarten Banden zwischen Helmut Kohl und Boris Jelzin in der Sauna. Später lockte Wladimir Putin persönlich jahrelang mit Oben-Ohne-Bildern und niedlichen Tier-Strei-

chel-Aktionen. Schließlich hatte seine Balz Erfolg: Kein geringerer als der französische Liebesgott Gérard Depardieu kam, angezogen von so viel (sexueller wie steuerlicher) Freiheit nach Russland. Es dauerte nicht lang, und Putin fand den Mut, seine Alibi-Ehe mit Ludmila aufzugeben und sich zu seinem neuen Lebensgefährten zu bekennen.

Es ist wie so oft im Leben: Wenn andere etwas besser machen, ist das

betrübtlich. Aber zum Trost findet sich doch immer jemand, bei dem alles noch viel schlimmer aussieht. Im Nachbarland Frankreich wurden im Mai Ehe- und Adoptionsrecht für Homosexuelle eingeführt – ein Erfolg und Fortschritt möchte man meinen. Doch leider schritt die Regierung dabei viel schneller voran als die eigene Bevölkerung. Die Folge waren aufgeregte Demonstrationen gegen die befürchtete Aushöhlung der traditionellen Familie. Also in Frankreich: Vater, Mutter, drei Kinder, zwei Geliebte. Vor allem französische Katholiken waren empört, hatte ihr goldenes Kalb in Rom doch erst versehentlich die Existenz einer Gay-Lobby zugegeben. Nun auch noch Homo-Ehen – als ob es nicht reichen würde, dass man die schwulste Muttersprache der Welt hat.

In Deutschland geht inzwischen für die CDU/CSU alles seinen gewohnten Gang: Man lehnt sich entspannt zurück und lässt sich die Gleichstellung von Homosexuellen vom Bundesverfassungsgericht diktieren. Ist ja auch nicht anders zu erwarten von Männern in glänzenden roten Kleidern.

Dr. Sommer that's me!
Bundestagswahl-Edition

Peer, 66 **Angela, 58**

Wie war dein erstes Mal?

Peer: Helmut Schmidt war ein starker Mann und ich 26. Mein erstes Mal hatte ich dann in einem Kieler Hörsaal. Ich war sehr aufgeregt und die Bezahlung mies, aber ich habe die Aufmerksamkeit sehr genossen.

Bist du experimentierfreudig?

Peer: Mich reizt es ja sehr, Beinfreiheit zu haben. Ein Schottenrock wäre da reizvoll. Unverblümt zu machen, was immer man will,

seine Körperteile in alle Richtungen bewegen zu können, ist bestimmt sehr befriedigend. Sows lässt auch Raum für kleinere Dinge, die sonst zwischen den allzu verklemmten Beinen keine Aufmerksamkeit bekommen. Mein Ego zum Beispiel.

Welche Stellung reizt dich?

Peer: Ich glaube, die Chefposition wäre schon was für mich. Da ist man immer oben und gibt das Tempo vor. Darin bin ich gut.

Wie hält dein Körper den Belastungen der mächtigsten Frau der Welt stand?

Angela: Ich vermeide unnötigen Mitesser drücke ich rigoros aus. Der Rest wird alternativlos nach meinen Wünschen getrimmt. Ich habe daher vollstes Vertrauen in meinen Körper, dass er auch eine weitere Amtszeit übersteht.

Was denkst du über Partneraustausch?

Angela: Er bringt Würze und Spannung in die Beziehung. Momentan bin ich zum Beispiel mit jemandem zusammen, der eher klein ist, dafür aber eine große Klappe hat. Nach dem Sommer guck ich mich vielleicht nach jemand Neuem um – ein älteres Kaliber wäre nicht schlecht.

Welchen Anteil hat dein Friseur Udo Walz an deinem Erfolg?

Angela: Mit seiner Hilfe konnte ich optisches Neuland betreten.

Überschwemmt

Deichgraf Hans-Peter Friedrich: „Wie befürchtet, die Flut kam aus dem Osten“

Die Bilder erinnern an 1945. In langen Tracks strömen hunderttausende verarmte Menschen in Richtung Mitteleuropa. Waren es seiner Zeit vor allem Deutsche, die angesichts der Neustrukturierung der politischen Landkarte ins Kerngebiet ihres bisherigen Reiches flüchteten, so hat die Flutwelle 2013 ihren Ursprung an den sozial-ökonomischen Rändern der bulgarischen und rumänischen Gesellschaft. Im Juni erreichten die Massen nun Mitteldeutschland und Bayern und hinterließen eine Spur der Verwüstung.

Nach einem Besuch im sächsischen Grimma zeigte sich Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich von den Auswirkungen der Migrationsschwemme schockiert. Als er sich gerade von der örtlichen Feuerwehr die Lage und die getroffenen Schutzmaßnahmen erörtern ließ, brach die Scheitelwelle über das Stadtzentrum herein. Männer mit Toni-Polster-Gedächtnis-Matte und Akkordeon präsentierten ihr Goldzahnlächeln, vereinzelte ältere Einwohner, die nicht schnell genug aus ihren Häusern fliehen konnten, sahen sich von einer Schar tanzender Kinder und Frauen umringt. Binnen



Minuten war die gesamte Innenstadt mit Wohnwagen geflutet. Medienwirksam füllte Friedrich gemeinsam mit Ministerpräsident Tillich schnell drei Sandsäcke, dann flüchtete er mit seinem Helikopter. Aus dem Fenster konnte er gerade noch sehen, wie das Sozialsystem erodierte.

Bereits im Frühjahr hatten die Kommunen in einem offenen Brief gewarnt, sie könnten die entstehenden Kosten der Migration nicht

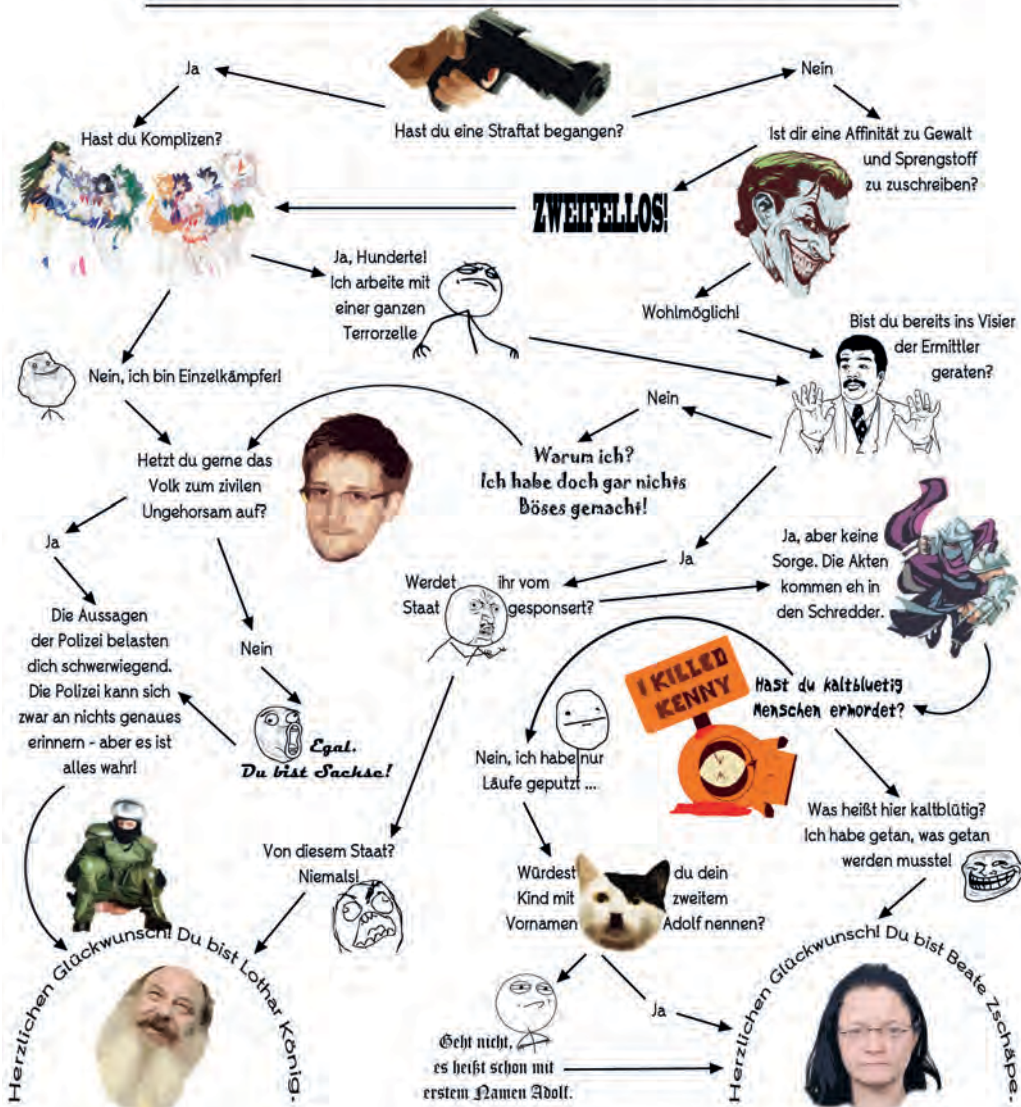
allein tragen. Friedrich wendete sich daraufhin an die EU und forderte eine Beschränkung der Freizügigkeit für Osteuropäer. Es sei schließlich nicht Sinn und Zweck der Union, dass jeder einfach von Hier nach Da fahren kann, wie er grad lustig ist. Friedrich lobte in diesem Zusammenhang auch die Heimat-treue seiner Bayern. „Viele von ihnen haben über Generationen hinweg nicht ihr Heimatdorf verlassen.“

Angesichts der nun erfolgten billionenfachen Zuwanderung von Rumänen und Bulgaren fürchtet der begeisterte Schafskopfspieler um das moralische Wohl seiner Landsleute: „Korruption und Vetterwirtschaft sind bei denen doch an der Tagesordnung. So etwas kennt man bei uns in Bayern gar nicht.“ Als erste Reaktion bat Friedrich die Bundeswehr um Amtshilfe. Sie soll nun helfen, die Migrantenfluten in ihr angestammtes Gebiet zurückzudrängen. Um sie dort dauerhaft zu binden, setzt der Innenminister auf die EU. Die knickte prompt ein und erteilte Deutschland die Absolution, bei drohender Überfremdung die eigenen Grenzen künftig für zwei Jahre schließen und kontrollieren zu dürfen. Auf die Frage, ob dies nicht die Freizügigkeit innerhalb

der EU einschränken würde, entgegnet Friedrich: „Wieso? Die Bundesbürger können sich doch weiterhin innerhalb Europas frei bewegen.“

Und auch in Gegenrichtung will sich Deutschland nicht gänzlich abschotten. So soll auch weiterhin jährlich zehntausenden jungen Bulgaren und Rumäninnen die problemlose Einreise ermöglicht werden. Aus dem Innenministerium hieß es dazu: Ihr Einsatz in der heimischen Vergnügungsindustrie habe sich über Jahre hinweg bewährt und die Frauen hätten sich als überaus belastbar erwiesen. Um sie vor Ausbeutung zu schützen, beschloss der Bundestag kurz vor seiner Sommerpause, dass künftig einmal pro Jahr ein Mitarbeiter der Gewerbeaufsicht in der Nähe der entsprechenden Etablissements vorbeifahren soll.

Baum der Erkenntnis Auf der Suche nach dem rechten Weg



Vom Friedensnobelpreisträger des Jahres 2009

Das Leben der Anderen
PRISM 05/13 Special Extended Version

„Da muss ich mich wenigstens nicht mit Schamlippen rumschlagen.“

Finden: Moe, Krusty, Ned, Lindsay, Cletus, Edna, Jasper, Brandine, Manjula, Barney, Martin

Bei der VLW mieten
und weiterhin **49,00 EUR**
Zuzugsbonus pro
Semester kassieren.

Voller Studenten aber kein Hörsaal

Das VLW-Studentenpaket:

Garantierte Miete **ab 3,50 EUR/qm**
solange Du studierst **plus 49,00 EUR**
Zuzugsbonus pro Semester



Gute Adresse

VLW-eg.de

Johannes T.
2. Semester

ab **3,50**/qm

Mädels WG
1. - 5. Semester

Volker Z.
6. Semester

Melanie H
10. Semester

ungs WG
Semester